Band 998 • 2,30 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Welt der verlorenen Kinder

Band 998 • 2,30 DM

Ös 18 / Fr 2,30 / FF 10,00

BASTEI





Die Welt der verlorenen Kinder

John Sinclair Nr. 998

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 26.08.1997

Titelbild von C. Laveg

Sinclair Crew

Die Welt der verlorenen Kinder

Nicht nur Brett McCormicks Finger zitterten, nein, er bebte am ganzen Körper, als er den Mini hinter den beiden Eichenbäumen geparkt hatte, ausgestiegen war und jetzt die kalte Nachtluft einatmete. Um ihn herum war es still- sogar winterlich still. Der Wind hatte aufgefrischt und blies kalte Luft gegen das Gesicht des Mannes, dessen Haut von tiefen Sorgenfalten gezeichnet war. Er hatte nicht weit zu gehen. Nur durch die Lücke zwischen den beiden mächtigen Baumstämmen hindurch, dann dem flachen Hang hinab, um sein Ziel zu erreichen. Trotzdem blieb er stehen. Warum?

Die Hände waren in den Taschen der gefütterten Jacke verschwunden, den Kopf schützte ein Hut, unter dessen Krempe sich das Gesicht blaß abzeichnete.

McCormick stellte sich immer wieder eine Frage. Warum tue ich mir das an? Ich habe es doch nicht nötig. Ich bin seit fast zwei Jahren pensioniert. Ich bin kein Konstabler mehr, ich werde es auch nie wieder werden, aber trotzdem geistere ich noch wie ein Wilderer durch mein ehemaliges Revier, schaue nach, rede mit den Leuten und versuche herauszufinden, welche Probleme sie haben.

Wenn es das nur wäre. Andere Dinge waren schlimmer, viel schlimmer, und auch unerklärlicher.

Er schüttelte sich, als er daran dachte. Es war kein Ekel, der ihn so hatte reagieren lassen, sondern eher die Furcht vor dem, was er wieder einmal zu sehen bekommen würde. Wenn es heute um Mitternacht abermals passierte, dann würde er reagieren, das hatte er sich fest vorgenommen. Dann würde er etwas unternehmen müssen, noch vor dem Fest, denn das schleichende Grauen mußte gestoppt werden, bevor es den Ort und die Umgebung überschwemmte.

Der alte Fluch. Keiner sprach davon, viele ahnten oder wußten es, aber er wurde verdrängt. Es lag ja viel zu weit zurück, um sich noch daran erinnern zu können.

Generationen weit…

McCormicks Frau hatte Elisa geheißen. Sie war vor etwas mehr als einem halben Jahr gestorben. Der verdammte Krebs hatte sie buchstäblich dahingerafft. Wäre sie noch am Leben gewesen, würde er jetzt im Bett liegen, anstatt sich in der kalten Dezembernacht an einer einsamen Stelle aufzuhalten, um kurz vor Mitternacht einen bestimmten Punkt zu erreichen, wo er dann sitzen und warten würde.

Warten auf was?

Auf das Unglaubliche. Auf das Unaussprechliche. Auf den Totenwahnsinn, mit dem der pensionierte Konstabler nicht zurechtkam. Er seufzte, als er seine Schritte setzte und durch die Lücke hindurchschritt. Alles war so anders geworden, nachdem Elisa nicht mehr bei ihm war, und auch er fühlte sich anders.

Nein, einsam.

Genau, das war es.

Da konnte man noch so oft im Gasthaus sitzen und mit anderen Männern Karten spielen. Wenn niemand mehr im Haus war bei der Rückkehr, war das alles sehr schlimm.

Jenseits der beiden Bäume erstreckte sich eine Wiese. An den Halmen klebte noch die Feuchtigkeit wie kostbare Perlen.

Mit seinen dicken Schnürschuhen stapfte der Mann durch das Gras. Er überlegte, wie er reagieren sollte, wenn es wieder geschah. An wen konnte er sich wenden?

An Sinclair! An John Sinclair!

Auch er mußte inzwischen älter geworden sein, aber McCormick glaubte fest daran, daß er noch in seinem Job tätig war. Er hatte auch hin und wieder etwas über ihn gehört und gelesen, denn Sinclair arbeitete dort, wo er auch gern einen Job gehabt hätte, es aber aus verschiedenen Gründen nicht geschafft hatte.

Seine Gedanken wehten davon wie Nebel im Wind, als der Mann das Ziel am Ende des flachen Hangs vor sich sah. Er endete dort, wo der dunkelgrüne oder beinahe schwarze Spiegel lag.

Zumindest sah der runde Teich aus wie ein eingefärbter Spiegel. Über ihn hinweg strich der Wind nicht so stark. Das Wasser an der Oberfläche kräuselte sich kaum. Es blieb still, als wäre die Flüssigkeit einfach zu schwer für den Wind.

Auch seltsam, wie McCormick fand.

Nur hatte es keinen Sinn, sich darüber auch noch den Kopf zu zerbrechen. Es gab genügend andere Probleme, und die würden nicht weniger werden.

Vor dem Mann lag kein Spiegel, sondern ein Teich. Ein stiller Dorfteich, nur eben etwas außerhalb der Ortschaft und nicht in seiner Mitte, wie es in vielen Dörfern sonst immer der Fall war. Hin und wieder, wenn die Sommer heiß waren, diente er als Ziel für irgendwelche Camper aus der Umgebung. Aber die Leute hielten es nicht länger als ein paar Stunden aus. Bei Dunkelheit wollte am Ufer keiner lagern und erst gar nicht eine Nacht dort verbringen.

Die einsame Gestalt näherte sich dem Teich. Hoch über dem Kopf des Mannes zeichnete sich der Nachthimmel ab. Eine schraffierte Fläche aus verschiedenen dunklen Farben. Dort, wo der beinahe kreisrunde Mond wie ein kaltes Auge stand, leuchtete der Ausschnitt am Himmel heller.

Mehr grau, schon fast ins Weißliche hineingehend, und die Wolkenränder sahen aus wie zerfaserte Watteenden.

Weiter vom Erdtrabanten entfernt war der Himmel dunkel. Sehr dunkel sogar. Bösartig finster, wie McCormick hin und wieder meinte. So war es auch in dieser Nacht. Er schauderte schon leicht zusammen, als er in die Höhe blickte und den Himmel genau an den finsteren Stellen mit einer frisch geteerten Umgebung verglich.

Der Boden unter seinen Füßen verlor an Härte, setzte ihm kaum mehr Widerstand entgegen. Er war wie ein Gummiteppich. Zum Teich hin waren die Abdrücke noch tiefer. Sie alle füllten sich langsam mit Wasser.

Er blieb stehen.

Der Teich war jetzt gut zu sehen, aber McCormick wollte noch näher heran, um alles so zu erleben, wie er es erwartete, es sich zwar herbeisehnte im Grunde seines Herzens, aber trotzdem Furcht davor

empfand.
Es war so still um ihn herum.
Er kannte diese nächtliche Stille. Er wollte auch nichts dagegen sagen, diese aber kam ihm beunruhigend vor. Nichts Neues, denn bei seinen heimlichen Besuchen hatte er es immer wieder erleben müssen, aber trotzdem gefiel ihm die Stille nicht.
Die letzten Schritte fielen ihm beinahe schwer. Er hörte sich atmen. Der Dunst stand vor seinen Lippen, dann stoppte auch Brett McCormick seine Schritte.
Jetzt brauchte er nur zu warten. Blickte zunächst auf seine Uhr und stellte fest, daß er um genau drei Minuten zu früh an den Teich herangetreten war.
Sein Blick streifte über die Oberfläche hinweg, die zwar dunkel war, aber nicht so dunkel wie in den Nächten zuvor, weil sich etwas Kaltes, Rundes und Glänzendes darin abzeichnete.
Der Mond spiegelte sich in dem Teich, als wollte er den Zuschauer an den Himmel erinnern, der über ihm lag.
Brett McCormick hüstelte. In seiner Brust hatte sich etwas zusammengezogen. Er war auch unruhig geworden. Das lag zum Teil an der Stille, die ihn nicht beruhigen konnte.
Er wartete.
Wieder der Blick auf die Uhr.
Noch zehn Sekunden bis Mitternacht, das las er auf dem beleuchteten Zifferblatt ab.
Er holte tief Luft. Die Enge in der Brust blieb. Die letzten zehn Sekunden kamen ihm so lang vor, und dennoch gingen sie schnell vorbei. Plötzlich war die Tageswende da.
McCormick verkrampfte sich. Er ärgerte sich selbst darüber, daß er so reagierte, aber er konnte einfach nicht anders.
Es mußte passieren! Und es geschah.
Der Mond verschwand. Nicht vom Himmel, sondern als Abbild aus dem kleinen Teich. Es war ein natürlicher Vorgang, weil sich eine Wolke vor das helle Rund geschoben hatte, aber dem einsamen Betrachter kam es in diesem Augenblick unheimlich vor, als hätten fremde Mächte diesen Vorgang gelenkt.
An seinen Handflächen war es feucht geworden. Hitze strömte durch seinen Körper, während die Kälte blieb. Sehr kalt war es geworden. Unnatürlich kalt. Brett glaubte, daß die Temperatur innerhalb kürzester Zeit um einige Grade gefallen war. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn plötzlich Schnee gefallen wäre.
Er schaute auf den Teich.
Ja, es kam.
In der Tiefe fing es an. Noch nicht genau zu sehen, mehr zu ahnen, denn dort hatte sich eine gewisse Unruhe entwickelt, die sich immer

mehr ausbreitete und dabei in die Höhe stieg, um die Oberfläche zu erreichen.

Aus der Tiefe hatte sich das Unheimliche gelöst. Der alte Schrecken fand den Weg zurück. Er würde höher und immer höher steigen und sich dann zeigen.

McCormick sah die hellen Inseln im Teich. Sie schwebten in der Flüssigkeit, stiegen höher und höher.

Noch weiter…

McCormick verkrampfte sich. Wenn er noch weiter wartete, würde er alles sehen können. Er würde auch den Geruch wieder aufnehmen und sich wieder vor ihm ekeln.

Bisher war das Wasser still gewesen. Auch das änderte sich, denn an Bretts Ohren drang ein leises Klatschen, als die Wellen auf der Oberfläche tanzten.

Noch war nichts durch den Wasserspiegel gebrochen, aber das Tanzen blieb und dicht unter dem Spiegel bewegte sich etwas hin und her, als wollte es dem einsamen Beobachter zuwinken.

Es war hell, es war länglich. Es hatte an den oberen Enden so etwas wie kleine Klumpen, die sich allerdings bewegten, als wollten sie jemanden grüßen.

Dann bekamen sie noch einmal Druck - und brachen durch!

Wieder hörte er das Klatschen, doch darauf konnte und wollte der ehemalige Polizist nicht achten. Sein Augenmerk galt einzig und allein dem, was da an die Oberfläche gestoßen war.

Zwei Hände, zwei Arme…

Kinderhände…

***

Brett McCormick stöhnte auf. In seinem Kopf tobte einiges durcheinander. Er fühlte sich wie in eine andere Welt versetzt, der das kalte Mondlicht den nötigen Atem einhauchte.

Für ihn war es einfach nicht faßbar, diese Hände zu sehen, die das Wasser durchdrungen hatten und jetzt die Kälte der Luft spüren mußten.

Es waren ja nicht nur die Hände, sondern auch die Arme, aber sie waren weiterhin vom Wasser bedeckt, und sie schienen auch unterhalb der Oberfläche zu zerlaufen, bedingt durch den Schlag der Wellen, die sich noch immer nicht beruhigt hatten und deshalb auch das noch stärker verzerrten, was sich unterhalb der Arme befand.

Das mußten Körper sein, die sich allerdings zu weichen Schatten auflösten.

Körper von Kindern, von toten Kindern, die sich in diesem dunklen Gewässer befanden. McCormick ging davon aus, obwohl er sie selbst nie gesehen hatte. Aber in diesem Teich versteckte sich das Grauen,

das erlebte er nicht zum erstenmal. Auch in den Nächten zuvor hatte er es gesehen und durchlitten.

Auf seinem Körper hatte sich eine Gänsehaut gebildet. Sie lag da wie aufgepinselt, und sie wich auch in den nächsten Sekunden nicht. Für McCormick zog sie sich in die Länge, obwohl die Zeit völlig normal ablief.

Noch immer schauten die Arme aus dem Wasser. Die Hände ebenfalls, und sie bewegten sich. Sie schwangen nach vorn, dann wieder zurück, und sie sahen aus, als wollten sie dem einsamen Mann zuwinken und ihn um Hilfe bitten, damit er dafür sorgte, daß sie aus dem Wasser kamen. Hingehen, anfassen, sie hochholen. Die toten Körper aus dem Wasser ziehen, denn es mußten mehrere sein, auch wenn sich die hellen Schatten in der Tiefe nicht in die Höhe drängten.

Brett McCormick blieb stehen, als wollte er diesen Platz des leisen Grauens nie mehr verlassen. Sein Blickfeld wurde von der Oberfläche des Teichs eingenommen, und er spürte, wie er am gesamten Körper bebte, was sich allerdings nicht nach außen hin übertrug, es blieb in seinem Innern.

Er wußte, wie es weiterging. Der sanfte Schrecken war noch nicht beendet.

Er würde sich ausbreiten, und er würde auch ihn erfassen. Auch in dieser kalten Nacht veränderte sich nichts. Die Unruhe auf der Oberfläche blieb, die Wellen schlugen, und er hatte den Eindruck, als wollten sie ihm eine Botschaft zusenden.

Er hörte sie.

Sie klang in seinem Kopf auf.

Schreie!

Oder?

McCormick war plötzlich durcheinander. Er wußte nicht, ob es Schreie oder klagende Laute waren. Jedenfalls bekam er die Laute mit, die durch seinen Kopf jagten, die nicht so störend wegen ihrer Lautstärke allein waren, die aber als jammernde Botschaft durch seinen Kopf flössen und ihn immer stärker malträtierten.

Kinderlaute!

Schreckliches Jammern, furchtbares Leiden. Schreie, die er aufnehmen mußte, gegen die er sich nicht wehren konnte. Sie waren nicht tatsächlich da. Tote können nicht schreien, nein, nicht mehr. Das jedenfalls hatte er sich eingeredet, aber das war auch eine Tatsache.

Dennoch hörte er die jammernden Laute, und er dachte an den alten Fluch, an die düstere Vergangenheit, wo Menschen schreckliche Dinge getan hatten, über die man heute lieber nicht sprach, höchstens hinter vorgehaltener Hand.

Jetzt waren sie wieder präsent. Er dachte daran, daß die Vergangenheit die Gegenwart eingeholt hatte und sie mit ihrem

grauenvollen Fluch bedeckte.
Sie schrien um Hilfe. Sie flehten um Gnade. All diese verzweifelten Kinder, und McCormick spürte plötzlich, wie seine Augen tränenfeucht wurden.
Beinahe greifbar erlebte er das Grauen dieser fernen Zeit mit, und wieder schüttelte er den Kopf, als könnte er so die Botschaft loswerden.
Es gelang ihm nicht. Er blieb wie festgewachsen auf der Stelle stehen.
Er schien den Befehl bekommen zu haben, alles genau miterleben und durchleiden zu müssen.
Brett McCormick wunderte sich über sich selbst, daß es ihm zu sprechen gelang. »Gott, lieber Gott, laß es vorbei sein. Laß mich nicht noch länger leiden - bitte…«
Niemand hörte ihn. Auch die hellen Schatten nicht und ebenfalls nicht die Gestalt, zu der die aus dem Wasser ragenden, bleichen Hände gehörten, deren Haut oder Fleisch so aufgedunsen wirkte, als wollte es im nächsten Augenblick Blasen werfen. Er weinte lautlos.
Er beweinte das Schicksal dieser Kinder, obwohl er sie nie gesehen hatte.
Alles war früher passiert, vor sehr langer Zeit. Sie waren ihm fremd, aber in diesen Augenblicken doch so nah.
Dann ebbte das Jammern ab. Es war wie immer. Die Stimmen schwangen zurück. Sie wurden leiser, immer leiser, bis sie nicht mehr zu hören waren, und McCormick sich auf die normalen Geräusche der Umgebung konzentrieren konnte.
Er spürte wieder den leichten Wind. Er bekam die Kühle mit, aber das nur am Rande, denn als er sich konzentrierte, konnte er dem Klatschen der Wellen lauschen.
Sie liefen aus, und sie beruhigten sich dabei. Auf der Oberfläche entstand immer weniger Unruhe; sie glättete sich allmählich, um wieder zur alten Spiegelform zurückzukehren.
Dann war es aus!
Die normale Welt hatte ihn wieder, und McCormick nickte sich selbst zu.
Das heißt, er hatte es noch nicht ganz hinter sich, denn etwas hatte sich schon ereignet.
Er hob seinen linken Arm sehr langsam an, dann schob er den Ärmel der Jacke und des Pullovers zurück, der die Uhr normalerweise verdeckte, und er konnte jetzt einen Blick auf das Zifferblatt werfen.
McCormick erschrak!
Er wußte es ja, er hatte damit gerechnet, aber die Haare wollten ihm zu Berge stehen, und auf seinem Rücken spürte er wieder den eiskalten Hauch, der sich dort festgesetzt hatte.
Eigentlich hätten einige Minuten vergangen sein müssen, aber es war

nicht der Fall.
Die Uhr stand.
Genau auf Mitternacht.
Und erst jetzt setzten sich die Zeiger wieder in Bewegung. Für McCormick, der sich rational diesen Vorgang nicht erklären konnte, gab es nur eine Möglichkeit.
Während dieses unheimlichen Vorfalls war die Zeit einfach stehengeblieben.
Dafür hatten die Toten gesorgt. Dafür sorgten sie immer wieder, und er würde, so oft er auch hierherkam, vergeblich nach einer Erklärung suchen.
Noch einmal schaute McCormick auf den Teich.
Glatt lag er da.
Nichts bewegte sich.
Selbst der Wind strich nicht über die Oberfläche, als hätte er sie bewußt ausgespart.
Der Mann drehte sich um und ging mit schweren Schritten davon…

***

Im Haus hatte er sich in seinen Lieblingssessel gesetzt, nur eine kleine Lampe eingeschaltet, die in seinem Rücken stand, so daß ihn der Blick nach vorn nicht blendete.
Er schaute gegen die Fensterscheibe, hinter der die Dunkelheit der Nacht so schwarz lag, als wäre sie mit einer dichten Tinte gefüllt worden.
Es war der Platz, den er stets einnahm, wenn er von seinen nächtlichen Ausflügen zurückkehrte und wie immer hatte er den Eindruck, so schrecklich zu frieren.
Schon im Auto auf der Herfahrt hatte er dieses Gefühl erlebt. Es blieb jedesmal bestehen, und es dauerte eine Weile, bis es wieder abgeebbt war.
Seine Hände umklammerten das Glas, das er mit einem dreifachen Whisky gefüllt hatte. Einige Schlucke waren bereits in seinem Magen gelandet. Dort hatten sie ihre Wärme ausbreiten können, ohne allerdings das kalte Gefühl in seinem Innern richtig vertreiben zu können. Es würde noch eine Weile anhalten, das wußte er.
Nie war sich Brett McCormick der Einsamkeit in seinem Haus so bewußt worden wie in diesen Nächten. Es dauerte immer eine Weile, bis er sich daran gewöhnt hatte und er in sein normales Leben zurückkehren konnte, wie er stets zu sagen pflegte.
Hinter der Scheibe tat sich nichts. Dennoch bildete sich der Mann ein, daß sie dort lauerten. Die hellen Schatten, die langsam an der Hauswand in die Höhe krochen, irgendwann vor seiner Scheibe tanzten, sich drehten und sich so lautlos bewegten. Er glaubte dann

auch, ihre Stimmen zu hören, zumindest sangen sie ein altes Kinderlied, aber das war in diesem Fall nur Einbildung.

McCormick hörte nichts.

Er setzte das Glas an die Lippen und kippte den Whisky in die Kehle.

Ziemlich hastig und schnell. Er stöhnte dabei auf, weil das Zeug in seinem Rachen brannte, aber es gehörte eben zu seinem Ritual, den Alkohol in derartigen Nächten zu trinken.

Er schickte noch den Rest durch seine Kehle.

Dann stand er auf, mühsam, mit wackligen Beinen. Das lange Sitzen hatte ihn steif werden lassen. Er schaute sich in seinem Zimmer um.

Ein Licht leuchtete nur. Es war wie eine Hoffnung, die sich allerdings für ihn nicht mehr erfüllen würde. Sein Leben hatte nicht nur durch den Tod seiner geliebten Elisa einen anderen Sinn bekommen, es war für ihn sinnlos gewesen, und auch jetzt, wo er als einziger möglicherweise das Geheimnis kannte, konnte er sich damit nicht zurechtfinden. Er war auf sich allein gestellt. Das wiederum paßte ihm nicht. Lieber wäre es ihm gewesen, das Geheimnis mit anderen Personen zu teilen, doch McCormick wußte nicht, wen er im Ort ansprechen sollte. Niemand würde für ihn Verständnis haben. Sie würden ihn auslachen und als Narr beschimpfen. Er hatte schon mit dem Pfarrer gesprachen oder nur Andeutungen gemacht. Der Mann allerdings hatte ihm abgeraten, etwas zu unternehmen. Er war der Meinung gewesen, daß man die Dinge, die nun mal passiert waren, auch der Vergangenheit überlassen sollte. Nur nicht daran rühren, nur keine schlafenden Raubtiere wecken.

Aber die Tiere schliefen schon längst nicht mehr, das wußte McCormick sehr genau. Sie waren erwacht oder waren zumindest dabei, allmählich zu erwachen.

Das sah er als eine schlimme Sache an. Brett ging sogar noch einen Schritt weiter. Er konnte sich gut vorstellen, daß diese Vorgänge die weitere Zukunft bestimmten.

Keiner wollte etwas davon wissen. Man lebte hier wie überall im Land. In der Mitte des Dorfes hatte man sogar einen Weihnachtsbaum aufgestellt, dessen Lichter jeden grüßen sollten, der an ihm vorbeiging. Für McCormick bedeutete dieser Baum nichts. Er stand einfach da, und er paßte nicht zu dem, was er durchlitten hatte.

Es war Lug und Trug. Nicht überall, aber hier in einem Ort, wo nur Ignoranten lebten. Nie hatte er es so stark empfunden wie in den letzten Wochen.

Eine Unterstützung bekam er nicht. Abgesehen vielleicht von der erwachsenen Tochter des Pfarrers, die gekommen war, um ihre Eltern über Weihnachten zu besuchen.

Weihnachten - McCormick winkte ab. Er wollte daran nicht denken. Nicht wegen der Szenen am Teich, auch seinetwegen nicht. Nach dem

Tod seiner Frau war Weihnachten nicht so wie früher. In der Einsamkeit konnte er keine Freude empfinden.

Brett McCormick ging in die Küche.

Im Dimkein stellte er das benutzte Glas neben die Spüle. Wieder blickte er aus dem Fenster nach draußen in die Finsternis, die schwer über der Dorfstraße lastete. Er verglich sie mit dem Druck, den auch er spürte, und wieder merkte er, daß seine Hände zitterten.

Es kam etwas auf ihn zu.

Nicht allein auf ihn, sondern auf den gesamten Ort. Nach Paxton würde sich das Grauen wie Gift hineinschleichen, und er war der einzige, der darüber Bescheid wußte.

Nur einer.

Nein, das paßte ihm nicht. Er schüttelte den Kopf. Das mußte er einfach ändern.

Und als ihm der Name John Sinclair wieder in den Sinn kam, da nickte er. In wenigen Stunden würde er bei Scotland Yard in London anrufen und versuchen, einen Kontakt herzustellen.

Vielleicht klappte es ja.

Wenn nicht - McCormick winkte ab. Daran wollte er erst gar nicht denken…

***

Nach dem letzten Fall, der für mich persönlich auch ziemlich schlimm gewesen war, hatte ich mir einen freien Tag genommen. Ich mußte einfach zu mir selbst finden und Ruhe haben.

Ebenso wie mein Freund Bill Conolly, bei dem der Ehesegen wieder geglättet war, auch dank meiner Hilfe, denn Bill und ich hatten Sheila erklärt, weshalb ihr Mann dieses Edelbordell besucht hatte. Sheila hatte Verständnis gezeigt, und sie hatte auch Laura Keller kennengelernt, die so etwas wie eine Kollegin meines Freundes Bill war. Durch Laura waren die schrecklichen Dinge erst richtig ins Rollen gekommen. Sie hatte uns den Weg zu dieser verdammten Göttin Amorana gezeigt, die wir letztendlich hatten vernichten können, wobei nicht zu vermeiden gewesen war, daß auch Menschen starben.

Ich hatte den Tag verschlumpft, war auch mal in ein Geschäftsviertel gefahren, war einfach herumgeschlendert, hatte aber keine Geschenke eingekauft, denn in diesem Jahr wollten wir den Konsumrausch nicht mitmachen.

Es gibt ja immer noch genügend Menschen, die auch bei großem Trubel und einer gewissen Hektik weihnachtliche Gefühle bekamen. Zu denen zählte ich nicht. Und so war ich froh, den Abend in meiner Wohnung verbringen zu können. Ich ging sogar früh ins Bett, schlief in der Nacht wunderbar durch und dachte morgens beim Aufstehen daran, daß ich eigentlich meinen Urlaub noch verlängern konnte. Ich

hatte sowieso verschlafen, und auch Suko war zu Hause geblieben, da hatte sich Shao durchgesetzt. Sie wollte ihn über Weihnachten für sich haben, und auch ich war schon eingeladen.

Ins Büro fahren oder zu Hause bleiben?

Ich überlegte. Pflichtbewußtsein kontra Faulheit. Nichts siegte.

Nur das Telefon. Hellseher bin ich nicht, aber ich wußte genau, als ich diese »schlimmen« Geräusche hörte, daß mir dieser Anrufer bestimmt nicht nur einen guten Morgen wünschen wollte. Den wünschte er mir zwar, aber mit der Stimme eines gewissen Sir James, und damit begannen bereits meine Probleme.

»Sie sind ja doch noch da. Verschlafen?«

»Das auch, Sir.«

»Und weiter?«

»Ich dachte soeben darüber nach, ob ich meinen Urlaub nicht verlängern soll.«

»Aha.«

»Ist nicht in Ihrem Sinne, wie?«

»Das kommt darauf an.« Er stellte eine hinterlistige Frage. »Möchten Sie den Urlaub denn in Ihrer Wohnung verbringen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

»Ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht.« So ließ ich alles offen.

Sir James war natürlich ein alter Fuchs. »Sollten Sie es sich überlegt haben, wäre es nett, John, wenn Sie mal kurz im Büro vorbeischauen könnten.«

»Sie wollen mit mir reden?«

»Ich würde Ihnen etwas vorschlagen.«

»Darf ich fragen…?«

»Nein, John, das bereden wir besser in meinem Büro. Sind Sie damit einverstanden?«

»Bleibt mir denn eine Alternative?«

»Zwingen kann ich Sie natürlich nicht. Wenn Sie den Urlaub so nötig haben, dann stimme ich natürlich zu…«

»Schon gut, Sir. Soll ich Suko mitbringen?«

»Nein, das ist nicht nötig. Sie können ihn ja später informieren, falls Sie zu einem Entschluß gekommen sind.«

»Okay, Sir, ich stelle mich in die Startlöcher.«

»Ja, ich werde Glenda bitten, Ihnen einen Kaffee zu kochen. In meinem Büro dann.«

Ich grinste, als ich auflegte. Aus der Verlängerung meines Urlaubs würde nichts werden, das stand schon jetzt für mich fest. Ich kannte diese Spiele und Aufforderungen, wenn Sir James von hinten durch die Brust ins Auge schoß.

Ich war nun mal greifbar. Suko wäre es zwar auch gewesen, aber er lebte nicht allein, so wie ich, und die Urlaubstage hatte er schon seit längerer Zeit angemeldet.

Wer blieb übrig?

Ich zog die Jacke über, steckte meinen Schlüssel ein und verließ die Wohnung. Mit dem Lift fuhr ich in die Tiefgarage.

Den Rover wollte iqji sicherheitshalber mitnehmen, und irgendwo hatte ich den Eindruck, daß ich einen Koffer packen mußte. Ich konnte aber auch den nehmen, der stets gepackt in meinem Büro bereit stand.

Musik aus dem Radio vertrieb einen Teil des Ärgers über mich selbst, weil ich nicht abgelehnt hatte. Und als ich schließlich durch die Halle ging, da hatte mich das normale Leben wieder.

Noch normaler wurde es oben in Glendas Büro, wo zu sehen war, daß Weihnachten vor der Tür stand. Glenda hatte auf ihren PC eine rote Kerze gestellt. Die ragte aus einem Nest aus Tannenzweigen hervor. Die Flamme zuckte im Zug, der beim Öffnen der Tür entstanden war, denn ich hatte das Büro ziemlich schwungvoll betreten.

Glenda schaute mehr zur Kerze hin als zu mir. »Es ist lange gutgegangen, John, aber wenn du kommst, stelle ich sie lieber woanders hin«, erklärte sie mir und fand für das kleine Gesteck einen neuen Platz auf ihrem Schreibtisch.

»Guten Morgen!«

»Hallo - Urlauber.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist vorbei.«

Sie lächelte mich an. Schadenfroh, wie ich fand. »Manche Leute haben eben Pech.«

»Stimmt.« Ich hauchte ihr einen Kuß auf die Wange. »Weißt du schon mehr?«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Du lügst.«

»Das ist dein Problem.«

Ich trat zurück und deutete zuerst auf den rehbraunen Rock und danach auf den beigefarbenen Pullover. »Neue Klamotten?«

Sie blickte mich mit dem Gleich-werde-ich-dich-fressen-Blick an. Bevor sie noch eine Antwort geben konnte, hob ich beide Arme. »Schon gut, war nur eine Frage.«

»Da sieht man wieder, wie du mich anschaust. Den Rock und den Pullover habe ich vor einigen Tagen und Wochen schon mal getragen. Da sieht man wieder, wie du mich anschaust.«

»Sorry, aber ich wollte mal nett sein.«

»Kannst du das überhaupt?«

Darauf gab ich ihr lieber keine Antwort und ging zur Kaffeemaschine,

wo auch die Tassen standen. Ich suchte mir eine große aus, und Glenda nickte.

»Du kannst sie zu Sir James nehmen.«

»Das hatte ich auch vor.«

Wieder lächelte sie mich so spitzbübisch oder schon wissend an. »Dann viel Spaß.«

»Mal sehen.«

Ich nahm die Tasse mit in das Büro meines Chefs, der sicherlich schon auf mich gewartet hatte, sich aber zurückhielt und zunächst keine Bemerkung über das Zuspätkommen machte.

Er saß hinter seinem Schreibtisch, runzelte die Stirn und zupfte an seiner dezent gemusterten Streifenkrawatte herum. »Schön, daß Sie hier sind, John.«

»Mal abwarten.«

Er wies auf das Fenster. »Wissen Sie, wenn ich mir dieses naßkalte Wetter vorstelle, kommen bei mir erst keine Urlaubsgedanken auf.«

»Ist das bei Ihnen überhaupt schon passiert?«

»Hm - wenig.«

»Das dachte ich mir.« Ich wartete, trank Kaffee, der wieder super war, und beobachtete meinen Chef, wie er nachdenklich auf seinen Schreibtisch starrte.

»Ich will Sie ja nicht nötigen, John, aber ich habe da ein kleines Problem.« Er räusperte sich und sprach weiter. »Es begann heute morgen mit einem Anruf. Ein gewisser Brett McCormick, ein pensionierter Konstabler, rief mich aus einem kleinen Ort namens Paxton an, der ungefähr achtzig Meilen nordwestlich von London liegt. Ich möchte zunächst voraussetzen, daß ich den Mann nicht für einen Spinner halte und deshalb auch seinen Bericht ernst genommen habe.«

Sir James runzelte die Stirn. »Das heißt, er berichtete von stets wiederkehrenden Erlebnissen, die ihm in den letzten Nächten widerfahren sind.«

In den folgenden Minuten erfuhr ich, was diesem pensionierten Konstabler widerfahren war, und ich hörte auch, daß der Mann Angst gehabt hatte. Angst vor der nahen Zukunft, denn in Paxton ereigneten sich unheimliche Dinge, die mit der Vergangenheit des Ortes zu tun hatten, und in deren Mittelpunkt ein Teich stand, in dem sich die Gestalten längst verstorbener Kinder zeigten, die einmal gewaltsam ihr Leben verloren hatten.

»Getötet?« fragte ich ungläubig.

Sir James nickte.

Ich spürte die heiße Woge durch meinen Körper streichen. »Wer tut denn so etwas?«

Sir James hob die Schultern. »Das habe ich diesen McCormick auch

gefragt, aber er war nicht in der Lage, mir eine konkrete Antwort zu geben. Tut mir leid. Er hat von der Vergangenheit gesprochen, von Untaten, die in Paxton passiert sind, und er war ferner der Meinung, daß die übrigen Bewohner instinktiv gespürt haben, daß die Vergangenheit sie einholen könnte.«

»Die Kinder, meinen Sie?«

»Wer sonst?«

»Würde das bedeuten, daß sie als untote Wesen zurückkehren, um Rache zu nehmen?«

Sir James hob die Schultern. »Das ist auch für mich schlecht vorstellbar, aber einrichten muß man sich auf alles. Vorausgesetzt, Sie wollen nach Paxton fahren und sich um die Sache kümmern. Sie können es natürlich ablehnen und es für Hirngespinste eines pensionierten Polizisten halten, aber ich wäre da vorsichtig.«

Mein Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen, obwohl mir danach nicht zumute war. »Ich sehe mich schon nach Paxton fahren.«

»Sie brauchen ja nicht lange dort zu bleiben…«

»Das kommt doch nicht auf mich an.«

»Da haben Sie recht.«

»Und ich werde mich dann dort mit diesem Brett McCormick in Verbindung setzen?«

»So habe ich es ihm sicherheitshalber gesagt. Sollten Sie dort auf zu große Schwierigkeiten treffen, müßte Suko noch nachkommen. Oder Sie nehmen ihn sofort mit.«

»Nein, nein, er hat Urlaub. Ich werde mich erst einmal in diesem Ort umschauen. Gibt es denn noch etwas, was ich wissen sollte?«

»Hm, da wäre noch eine Sache, von der ich nicht weiß, ob sie von Bedeutung ist.«

»Ich höre.«

»Paxton hat nicht sehr viele Einwohner, aber es leben auch Kinder dort.«

Er räusperte sich. »Und mit diesen Kindern ist etwas passiert, sagt McCormick. Sie sind nicht so fröhlich wie sonst. Sie sind durcheinander und werden immer schwächer. Sie gehen nicht auf die Straße und bleiben in den Häusern…«

»Haben die Eltern einen Arzt konsultiert?«

»Ja, das auch. Aber die Mediziner konnten nichts feststellen. Kein körperliches Leiden. Die Kinder sind gesund und werden doch immer schwächer. Das ist schon seltsam. Und genau diese Tatsache ist es, die mich hat stutzig werden lassen. Ich kann mir vorstellen, daß es bei den Kindern nicht mit rechten Dingen zugeht.«

»Sehen Sie eine Verbindung zu den Vorfällen der Vergangenheit, die McCormick angesprochen hat?«

Sir James hob die Schultern. »So genau kann ich das nicht sagen,

weil ich einfach zuwenig weiß. Es kann durchaus sein, denn unmöglich ist bekanntlich nichts.«

Ich hatte mich längst entschlossen. »Okay, dann werde ich nach Paxton fahren.«

Sir James lächelte. »Damit habe ich gerechnet. Glenda hat bereits Ihren Koffer herausgeholt.«

»Wie nett von ihr.« Ich stand seufzend auf.

Sir James tröstete mich. »Zum Weihnachtsfest sind Sie bestimmt wieder hier in London.«

»Wenn Sie das sagen.«

Er nickte. »Das meine ich auch so.«

»Nun ja, ich lasse mich mal überraschen.«

»Machen Sie es gut.« Sir James brachte mich sogar bis zur Tür, was bei ihm höchst selten vorkam. Ich stellte ihm noch eine Frage. »Sir, wo feiern Sie denn Weihnachten?«

»Tja, das ist…«

»Doch nicht hier im Büro - oder?«

Beinahe böse schaute er mich an. »Was halten Sie denn von mir?«

»Wäre es so unwahrscheinlich?«

Er wollte mir keine konkrete Antwort geben. »Ich habe je einen Club, in dem ich mich sehr wohl fühle.«

»Ach ja, stimmt.«

»Wir sehen uns vorher ja noch.«

»Das hoffe ich auch.«

Ein gutes Gefühl hatte ich nicht, als ich zurück zu meinem Büro ging und zunächst einmal das Vorzimmer betrat, in dem Glenda wartete. Ich stellte die leere Tasse ab und sagte: »So, den Koffer hast du mir schon hingestellt.«

»Und entstaubt«, erklärte sie. »Es wird Zeit, daß du ihn mal wieder benutzt.«

»Du bist ja super. Weißt du denn auch, wo dieser Ort Paxton liegt, zu dem ich fahren soll?«

»Nein, aber du hast ja eine Karte.«

»Ja, das schon. Schneit es dort?«

»Keine Ahnung.«

Ich nahm den Koffer und wunderte mich darüber, wie schwer er war.

»Mitkommen möchtest du nicht?«

»Hättest du mich das im Sommer gefragt, hätte ich zugestimmt. Aber es ist dein Job, John.«

»Klar, wieder einmal.«

Glenda Perkins merkte schon, daß ich keine Lust hatte. »Keine Sorge, John, Weihnachten können wir zusammen feiern. Bis dahin bist du längst wieder zurück.«

»Hoffentlich nicht als Leiche.«

»Idiot«, sagte sie und tippte mit dem Zeigefinger gegen meine Stirn. Danach drehte ich mich um und ging.

Mir gefiel die Sache nicht. Es ging nicht darum, daß ich mal wieder einen Fall am Hals hatte, das war ich ja gewohnt. Nein, mir paßte es nicht, daß Kinder darin eine wichtige Rolle spielten. Bei diesen Dingen reagierte ich ziemlich allergisch.

Jetzt war ich froh, mit dem Wagen und nicht mit der U-Bahn gefahren zu sein. So konnte ich in den Rover steigen und starten…

***

Paxton hatte ich am Nachmittag erreicht, und es war noch nicht dunkel geworden. Dennoch hatte ich die Scheinwerfer eingeschaltet, war von der normalen Straße abgefahren und hinein in die hügelige Umgebung, in der auch Paxton lag.

Ein Nest. Abseits der Straßen gelegen. Hierher verirrte sich kaum jemand, zumindest kein Tourist, denn in dem Dorf war einfach nichts los.

Das wußte ich bereits, bevor ich überhaupt nach Paxton gefahren war und kurz anhielt, weil ich über eine alte Steinbrücke mußte, die ziemlich eng aussah, wo mir auch prompt ein Wagen entgegenkam.

Es war ein Lieferwagen, der da an mir vorbeirumpelte. An seiner blauen Aufschrift las ich ab, daß er Tiefkühlprodukte brachte, und wahrscheinlich waren die Menschen in diesen entlegenen Orten froh über diesen Service. Das Fahrerhaus war mit zwei Männern besetzt. Sie diskutierten miteinander und winkten dabei noch mit den Händen, auch der Fahrer tat es mit einer Hand. Wahrscheinlich waren sie froh, das Kaff verlassen zu können, in dem sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten.

Ich aber mußte hin.

Der andere Wagen verschwand in der Landschaft, über der leichter Dunst lag. Unterwegs war auch Sprühregen gefallen und hatte die Sicht beeinträchtigt. Hier, in den Hügeln war es niederschlagsfrei.

Hinter einer Kurve war das Fahrzeug verschwunden, und ich startete wieder. Vor der Brücke stieg der Weg leicht an, und wenig später rollte ich über sie hinweg. Nun ging es wieder bergab. Ich sah Paxton vor mir oder zumindest einen Teil davon.

Der Ort machte auf mich wirklich einen vergessenen oder verschlafenen Eindruck. Er begrüßte einen Fremden nicht eben mit freundlichen Häusern. Bei denen, die ich zu Gesicht bekam, überwogen die dunklen Farben, und dunkel waren auch die Dächer sowie der Qualm, der aus zahlreichen Schornsteinen wehte. Er legte sich wie dunkelgraue Schleier über die Dächer bevor er zerflatterte.

Wiesen und Äcker rahmten die Straße ein. Sie verschwanden abrupt, sobald die ersten Häuser erschienen. In der Ferne sah ich einen

Kirchturm in den bleifarbenen Winterhimmel ragen.
Um ihn herum zogen einige dunkle Vögel ihre Kreise.
Ich ließ den Rover langsam weiterrollen, passierte die Wohnhäuser, sah aber auch kleine Geschäfte, einen Friseur, eine Tierhandlung, einen Metzger und einen Laden, in dem man Kleidung kaufen konnte. Im Unterbewußtsein dachte ichr immer daran, was mit den Kindern angeblich geschehen war, und so hielt ich auch Ausschau nach ihnen, ohne allerdings welche auf der Straße zu sehen.
Wer sich hier im Freien aufhielt, zählte zu den erwachsenen und zumeist älteren Menschen, die meinem Auto, wenn ich an ihnen vorbeifuhr, hin und wieder verstohlene, vielleicht auch böse Blicke zuwarfen. Wie Menschen, die es nicht mögen, daß sie von einem Fremden besucht werden.
Eine Überraschung erlebte ich trotzdem, und sie stand praktisch im Mittelpunkt des Ortes.
Genau dort, wo auch der Bach herfloß, der hier kanalisiert worden war und Paxton in zwei Hälften teilte, stand ein großer Weihnachtsbaum.
Eine wirklich mächtige Tanne, die von den untersten Zweigen bis hoch zur Spitze mit Lichtern geschmückt war, die auch alle leuchteten. Es sah so aus, als hätten sich darin zahlreiche vom Himmel fallende Sternschnuppen verirrt.
Wenn ich Orte wie Paxton besuchte, und das hatte ich schon oft getan, liefen meine Besuche stets nach einer Regel ab. In den Ortskern fahren, wo ich immer ein Gasthaus oder eine Pension fand, in der ich übernachten konnte. Von diesem Punkt an kam ich überall schnell hin, wenn es sein mußte.
In Paxton stand die Kirche allerdiiigs nicht mitten im Ort, sondern etwas abseits, als wollte das Bauwerk mit den Bewohnern nichts zu tun haben.
Der Turm war nicht mehr zu sehen. Erst als ich den hohen Weihnachtsbaum passiert hatte, entdeckte ich ihn in der Ferne. Golden Goose Die Schrift über dem Eingang schimmerte tatsächlich golden, genauso wie die über ihnen hängende Gans mit dem langen, vorgestreckten Hals und dem offenen Schnabel.
Ich fuhr meinen Wagen an einen Platz, wo er niemanden störte. An dieser Stelle war der Bach abgedeckt worden. Es war zu hören, wie er unter den Steinen herplätscherte.
Ich löste den Gurt und stieg aus. Bevor ich den Koffer vom Rücksitz nahm, blickte ich mich um. Es war doch kälter als in London. So stellte ich den Kragen meiner Jacke hoch. Automatisch zogen sich meine Augenbrauen zusammen, als ich mir die Umgebung anschaute und auch über die seltsame Stille nachdachte, die hier herrschte.
Es kam mir vor wie in der Nacht. Ein tiefes Schweigen, das von

keiner Stimme und auch von keinem Automotor unterbrochen wurde. Für mich war es nicht normal. Es wirkte irgendwo bedrückend, und auch der weihnachtlich erleuchtete Baum konnte mir keine große Freude bereiten.

Paxton war nicht mein Ort. Etwas stimmte hier nicht, und ich war gespannt darauf, was mir der gute Brett McCormick alles zu sagen hatte.

Ich würde ihn leicht finden, denn hier wußte jeder über jeden Bescheid.

Als ich die Autotür zuwarf, empfand ich selbst das Geräusch schon als störend. Sehr bald aber kehrte die Stille wieder zurück. Ich hörte auch keine Stimmen, obwohl Menschen unterwegs waren, denn als ich mich drehte, da sah ich die Straßenseite mit den Geschäften. Dort waren die Menschen, die sich unterhielten, aber auch ihre Stimmen klangen gedämpft. Es lachte niemand, es sprach keiner lauter als unbedingt nötig, und sogar die Bewegungen wirkten fremd. Sehr seltsam.

Aber man hatte mich gesehen, denn hin und wieder wurden mir verstohlene Blicke zugeworfen. Es war mir egal, denn ich wollte mich erst einmal in der Golden Goose erkundigen, ob es dort tatsächlich ein freies Gästezimmer für mich gab. Angeschlagen jedenfalls war nichts dergleichen. Zur Not würde ich auch bei McCormick schlafen.

Ich nahm nicht den direkten Weg, sondern wollte einmal den Baum halb umrunden. Nach welch einem Gefühl ich da vorging, konnte ich selbst nicht sagen, ich tat es einfach, sah ihn dann vor mir, blieb stehen und mußte meinen Kopf in den Nacken legen, um bis hoch zur Spitze schauen zu können.

Auf einmal wurde ich zu Eis.

Da war etwas.

Stimmen - Kinderstimmen!

Sie waren um mich herum, sie drangen an mein Ohr, und sie sangen eine Zeile, die sie ständig wiederholten.

»Christmas Day - Christmas Day is Coming…«

Und jedesmal endeten die letzten Töne in einem schrillen, schon bösartigen Kichern…

***

Ich tat nichts. Ich blieb einfach nur stehen und überlegte, ob ich mich nicht verhört oder getäuscht hatte. Dabei schaute ich noch immer an der Breitseite des Baumes in die Höhe, ohne jedoch etwas Neues entdecken zu können, denn in dem dichten Baum hielt sich keiner der Sänger versteckt.

Ich sah nichts.

Trotzdem hatte ich die Kinderstimmen gehört. Ausgerechnet

Kinderstimmen.
Als ich daran dachte, wurde der Schauer auf meinem Rücken noch dichter, und meine Kehle zog sich zusammen.
Es ging hier um Kinder, und es waren tatsächlich Kinderstimmen gewesen, die mich empfangen hatten.
Aber ich hatte kein Kind gesehen…
Sehr langsam senkte ich den Kopf. Dabei holte ich durch die Nase Luft, und ich drehte mich auch auf der Stelle, um die Umgebung abzusuchen.
Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Kein Kind zeigte sich. Weder in meiner Nähe noch weiter entfernt. Allmählich schloß ich die Möglichkeit nicht aus, einem Irrtum erlegen zu sein. Daß mir meine schon angeheizte Phantasie einen Streich spielte und ich Dinge hörte, die es in Wirklichkeit nicht gab.
Nur ein Geräusch war existent. Ein leises Rascheln, das immer dann entstand, wenn der Wind die Zweige des hohen Baums bewegte, so daß die Nadeln gegeneinander schabten und sich auch die Lichter zuckend bewegten.
Ich ging zwei Schritte zurück, um einen anderen Blickwinkel zu bekommen.
Kaum war ich wieder stehengeblieben, als ich die Liedzeile erneut hörte.
Wieder von denselben Stimmen gesungen.
»Christmas Day - Christmas Day ist Coming…«
Das häßliche Kichern, das in meinen Ohren schrillte, war einfach nicht zu überhören. Für einen Moment schloß ich die Augen, und ich wartete darauf, daß die Stimmen verstummten. Das trat nicht ein. Sie veränderten sich nur. Sie wurden leiser, als würden sie sich von mir entfernen. Wenig später waren sie wieder lauter zu hören. Wie kleine Sänger, die den Baum umrundet hatten und jetzt wieder auf mich zukamen, um erneut in meiner Nähe zu singen.
»Christmas Day is Coming…«
Jetzt hatte ich mich etwas daran gewöhnt und ich nahm auch den besonderen Unterton in der Zeile wahr. Normalerweise singt ein Chor ein Weihnachtslied fröhlich, weil eine gewisse Erwartimg damit verbunden ist. Hier nicht. Diese Kinder sangen die Zeile schon böse, ja, richtig böse, als wären sie von Haß erfüllt.
Wenn ich bisher noch gezweifelt hatte, hier richtig zu sein, so hatte ich nun eine andere Meinung bekommen. Hier ging tatsächlich etwas vor, das normal kaum zu erklären war. Unsichtbar umschwebte mich ein wahrer Geisterchor.
Das war mehr als ungewöhnlich…
Ich ging nicht weg. Ich erhielt auch keinen Besuch. Die Stimmen waren wohl nur von mir gehört worden. Nicht ein Passant hatte sich

von der anderen Seite der Straße gelöst, um auf den Weihnachtsbaum zuzugehen.

Waren sie noch da?

Zu hören war nichts, aber ich wollte sie locken. Die Jacke hatte ich nicht geschlossen, und es war recht einfach für mich, das Kreuz hervorzuholen.

Ich ließ es auf meiner offenen Hand liegen. Niemand beobachtete mich dabei, aber die Kinderstimmen waren wieder da.

Nur sangen sie diesmal nicht.

Sie kreischten. Sie schrien. Sie kippten beinahe akustisch über. Es war ein unbeschreibliches, böses und wildes Geräusch, das mir durch den Kopf schnitt und mich auf der Stelle festnagelte.

Aber ich wußte auch, daß die Kinder Angst verspürten. Die Gegenwart des Kreuzes mußte sie stören, und ihre Stimmen lösten sich in schrillen Disharmonien auf, zuckten noch einmal wie eine laute Säge an meinen Ohren vorbei, dann waren sie weg.

Ich stand noch immer vor diesem haushohen Weihnachtsbaum, dessen kalter Lichtschein auf mich niederfiel und für mich persönlich jegliche Wärme vermissen ließ.

Das war wirklich der reine Wahnsinn. Mit einem derartigen Empfang hatte ich beim besten Willen nicht gerechnet. Nur war ich viel gewohnt und hatte deshalb die Überraschung schnell überwunden, so daß ich mich wieder auf die eigentlichen Aufgaben konzentrieren konnte.

Nachdem ich einen letzten Blick auf den Weihnachtsbaum geworfen hatte, setzte ich mich in Bewegung und schritt auf den Eingang des Gasthauses zu.

Nein, nicht nur ich.

Von der Seite her kam noch jemand. Eine Frau, die dunkle Jeans trug und einen hellblauen Anorak. Die Kapuze hatte sie wegen der Kälte über den Kopf gezogen. Die Kapuze war gefüttert, wie wahrscheinlich der ganze Anorak. Sie ging sehr schnell, zu schnell, und sie hätte mich beinahe überrannt. Erst im letzten Moment sah sie mich und blieb stehen.

»Oh!« rief sie und prallte zurück, obwohl wir uns kaum berührt hatten.

»Pardon«, sagte ich, »es war meine Schuld.«

Die Frau hob die Hand und schob ihre Kapuze nach hinten. Braunblondes Haar kam im Licht des Tannenbaums zum Vorschein, was aber nicht die natürliche Farbe sein mußte.

Ein Gesicht mit Haselnußaugen verzog sich zu einem Lächeln. Sommersprossen glänzten, ich sah Grübchen in den Wangen, eine kleine Nase und einen netten Mund. Die Frau schätzte ich auf Mitte bis Ende Zwanzig.

»Habe ich Sie erschreckt, Miß?«

»Das passiert, wenn man in Gedanken ist.« Sie räusperte sich, musterte mich dann und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?«

»Nichts, was Sie persönlich angeht, Mister, aber mir scheint, daß Sie fremd in Paxton sind.«

»Sieht man das?« fragte ich amüsiert.

»Ja, schon, denn ich kenne hier jeden Menschen und jedes Tier, obwohl ich auch nicht mehr dazugehöre. Ich bin praktisch über Weihnachten auf Besuch hier.«

»Finde ich nett, in einer so idyllischen Umgebung das Fest zu begehen.«

»Nett?« Sie runzelte die Stirn.

»Ja, warum nicht? Der Baum ist doch super.«

»Damit hat man sich viel Mühe gegeben«, bestätigte sie. »Ansonsten kann man das Kaff vergessen. Ich bin froh, nicht mehr hier zu wohnen. Vor vier Jahren bin ich nach Cardiff gegangen und fühle mich dort blendend. Hier wäre ich versauert.«

»Wenn Sie das meinen.«

»Bestimmt, Mister…«

Sie hatte das letzte Wort gedehnt. Ich wußte, was sie wollte und stellte mich vor. »Mein Name ist John Sinclair.«

»Angenehm.« Sie streckte mir die Hand entgegen, gegen die ich meine legte. »Ich heiße Grace Felder.«

»Ein netter Name.«

Sie lachte. »Lassen wir die Floskeln, Mr. Sinclair.«

»Dann sagen Sie auch John.«

»Okay.«

Wir waren uns sympathisch, das merkte jeder. Hier stimmte einfach die Chemie. Grace räusperte sich. »Ich habe hier ja lange genug gewohnt, und jetzt bin ich bei meinen Eltern, um das Weihnachtsfest zu verbringen.«

»Gehört denen das Gasthaus?«

»Um Himmels willen, nein! Mein Vater ein Wirt?« Sie schüttelte den Kopf, schaute mich wieder an und meinte: »Obwohl er für die Menschen auch so etwas wie ein Gasthaus führt. Mein Vater ist nämlich der Pfarrer von Paxton.«

»So ist das.«

»Ja, und er würde seine Schäfchen nie im Stich lassen. Man hat ihn hierher versetzt, und hier wird er auch bleiben. Ich bin hier geboren.«

»Ist ja kein Fehler«, sagte ich grinsend.

»Hören Sie auf, John.« Grace reckte das Kinn vor. »Erzählen Sie mir lieber, was Sie hier in diese gottverlassene Gegend getrieben hat.« Sie schlug sich auf den Mund und bekam große Augen. Dann, als die

Lippen wieder frei lagen, sagte sie: »Das Wort gottverlassen darf mein Vater nicht hören. Dann wird er wütend.«
»Kann ich mir vorstellen. Aber Sie haben mich etwas gefragt, Grace. Ich bin vor gut einer Viertelstunde hier eingetroffen und möchte auch jemanden besuchen. Brett McCormick, falls Sie ihn kennen.«
Sie lachte mich an. »Wer kennt ihn nicht? Er war und ist eine Institution in Paxton. Damals, als wir noch eine Polizeistation hatten, sie lag dort, wo jetzt ein Konfektionsladen ist, da hat der gute McCormick für Ruhe und Ordnung gesorgt. Jeder kannte ihn, er war geachtet. Er ist vor etwa zwei Jahren in Pension gegangen. Damit wurde auch die Polizeistation geschlossen. So sind wir hier ohne das Auge des Gesetzes.«
»Schade.«
»Man hat kein Geld.« Sie stellte das rechte Bein schräg vor das linke und blickte mir prüfend ins Gesicht. »Ich bin jetzt mal neugierig«, sagte sie.
»Gern.«
»Was haben Sie mit McCormick zu tun?«
»Wie gesagt, ich wollte ihn besuchen.«
»Das glaube ich Ihnen, John, aber es steckt sicherlich mehr dahinter.«
»Wie kommen Sie darauf?«
»Intuition.«
»Und was meinen Sie?« Grace Felder hob die Schultern. »So genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen, aber ich könnte mir sogar vorstellen, daß Sie ein Kollege sind, Oder ein ehemaliger.«
Mir fiel auf die Schnelle wirklich keine Ausrede ein, mit der ich mich aus der Affäre ziehen konnte, und ich sagte deshalb: »Vielleicht haben Sie sogar recht, Grace.«
»Ich kenne die Menschen.«
»Sehr gut. Wenn Sie soviel wissen, dann können Sie mir doch sicherlich sagen, ob ich hier in der Goldenen Gans ein Zimmer finde.«
»O je.« Grace winkte mit beiden Händen ab.
»Nicht?« fragte ich.
»Doch - ja, Sie können da übernachten, aber ich würde es Ihnen nicht raten. Das sind regelrechte Rattenlöcher - ehrlich. Ich weiß nicht genau, vor wie vielen Jahren hier der letzte Gast gewohnt hat, aber ich kann mir vorstellen, daß die Zimmer seit dieser Zeit nicht mehr gesäubert worden sind.«
»Danke für den Tip, aber das ist natürlich schlecht.«
»Ich weiß.«
»Dann muß ich mir einen anderen Platz suchen. Mal den guten McCormick fragen.«
»Tun Sie das, John. Zur Not können Sie auch bei uns in Felder House übernachten.«

»O danke.«
»Wir haben Zimmer genug. Sie müssen zwar Abstriche machen, was den Luxus angeht, aber die Zimmer sind sauber. Dafür sorgt schon meine Mutter.«
»Danke. Vielleicht komme ich auf Ihr Angebot zurück. Jetzt hätte ich noch eine Frage.«
»Sie wollen wissen, wo der gute McCormick wohnt?«
»Richtig.«
»Nicht weit von hier. Ich nehme an, daß der Rover Ihnen gehört.«
»Ja.«
»Gut, dann steigen Sie ein und fahren diese Hauptstraße entlang.« Sie hatte sich gedreht und wies mir die Richtung. »Sie gelangen dann wieder an eine Brücke. Aber bitte nicht darüber hinwegfahren, sondern kurz vorher links in den schmalen Feldweg einbiegen. An der rechten Seite steht ein Haus. Dort wohnt Brett.«
»Herzlichen Dank, Grace.« Ich reichte ihr die Hand, spürte bald darauf ihre warme Haut, wobei ich mich wunderte, daß Grace meine Hand länger festhielt als gewöhnlich. Ihre Augen hatten sich etwas verengt.
Prüfend schaute sie mich an. »Jetzt habe ich noch eine Frage, John.«
»Ich höre.«
»Sie sind doch nicht allein zum Spaß hierhergekommen - oder?«
»Wie kommen Sie darauf?«
Grace hielt mein Hand noch immer fest. »Niemand fährt nur zum Spaß in dieses Kaff.«
Ich hob die Schultern.
»Nun ja«, sagte sie und ließ meine Hand los. »Wenn Sie es mir nicht sagen wollen, ist das Ihre Sache. Aber es gibt nur wenige Menschen hier, die Ihnen helfen würden. Denken Sie daran, John.« Sie winkte mir zu, drehte sich um und ging.
Ich schaute ihr nach. Ahnte oder wußte Grace Felder etwas? Selbst konnte ich mir darauf keine Antwort geben. Auf dem kurzen Weg zum Rover aber fiel mir wieder die Melodie ein.
»Christmas Day is Coming…«
Ich fragte mich, was da wirklich auf mich zukam…

***

Nach Grace Felders Beschreibung war es für mich leicht gewesen, das Haus zu finden. Ich hatte den Rover direkt an einem Vorgarten stehenlassen, war ausgestiegen und hatte eigentlich vorgehabt, mich irgendwie bemerkbar zu machen, was aber nicht nötig war, denn vom Haus her war ich bereits gesehen worden. Noch bevor ich den winterlichen Vorgarten erreicht hatte, stand Brett McCormick bereits in der offenen Tür, nickte mir zu, hatte die Arme in die Hüften

gestemmt und lächelte. Es war kein freudiges, kein filmstarmäßiges Lächeln, es war einfach nur natürlich und kam von Herzen, davon war ich überzeugt, als ich vor ihm stand, ihn anschaute und ihm zunickte.

McCormick war einstämmiger Mann. Breit in den Schultern. Dichtes, graues Haar. Das Gesicht zeigte eine gesunde Farbe, die Augen blickten klar und nicht verschlagen. Irgendwie spiegelte sich das Lächeln darin wider. Er hatte breite, etwas hölzern wirkende Lippen und ein wuchtiges Kinn. Unter der leicht gebogenen Nase wuchs ein schmaler Bartstreifen. So wie ihn konnte man sich auch einen Offizier Ihrer Majestät vorstellen. Er trug eine braune Cordhose und ein dickes, grünes Baumwollhemd. Über das Hemd hatte er sich eine Weste aus glattem Leder gestreift.

Als ich nahe genug an ihn herangetreten war, nahm ich den Geruch eines edlen Tabaks wahr. McCormick schien Pfeifenraucher zu sein.

»Sinclair«, stellte ich mich vor. »John Sinclair.«

»Ja, ich weiß.« Er streckte mir seine Hand entgegen, die ich ergriff. Der Druck war kräftig, eben der eines Mannes, der genau wußte, was er wollte, der mit beiden Beinen im Leben stand. Er ließ meine Hand los, trat zur Seite, damit ich an ihm vorbei konnte, was ich auch tat, und er sagte: »Kompliment, Mr. Sinclair, ich hätte nie gedacht, daß Sie so schnell hier sein würden.«

Ich hob die Schultern, bevor ich die dicke Jacke auszog. »Es ist eben meine Art, nichts auf die lange Bank zu schieben.«

»Das gefällt mir.« Er schlug mir auf die Schulter. »Kommen Sie, wir nehmen einen Schluck.« Er grinste mich an. »Ist ja noch früh genug - oder schon spät. Es kommt ganz darauf an, wie man es sieht.«

»Ich bin mit beidem einverstanden.«

»Das ist ein Wort!«

Er führte mich in ein kombiniertes Wohn-und Arbeitszimmer, wobei letzteres so aussah, als wäre es eher ein Provisorium, denn für den Schreibtisch war neben der Sitzgruppe eigentlich gar kein Platz mehr.

Bücher stapelten sich auf dem Boden. In einer offenen Weltkugel war eine Bar untergebracht worden, daneben stand ein Tisch mit Gläsern.

McCormick prüfte die Whiskyflaschen, während er mit mir sprach.

»Wissen Sie, Mr. Sinclair, seit dem Tod meiner Frau Elisa ist hier einiges anders geworden. Sie hätte nie zugelassen, daß ich den Kram hier in den Wohnraum stelle, aber ich brauche nicht mehr so viele Räume. Nicht mal die obere Etage, die wird beheizt, ohne daß darin jemand wohnt. Im Arbeitszimmer nebenan habe ich noch einen Kamin, aber der ist auch nur mehr Staffage. Nun ja«, er hob die Schultern, »man muß sich eben fügen, denke ich.« Er lachte. »Ja, jetzt habe ich den richtigen Schluck für uns gefunden. Ein besonderer Brand. Sehr alt, sehr gut, sehr geschmeidig, sehr lecker.«

Ich nickte. »Dafür bin ich immer zu haben.«

»Nehmen Sie Platz, Mr. Sinclair.«

Ich setzte mich auf die Couch. Der Sessel war McCormicks Platz. Das war zu sehen, denn er hatte eine Strickjacke über die Lehne gelegt. Der pensionierte Konstabler reichte mir einen Doppelstöckigen.

Ich hob das Glas. »Auf Ihr Wohl.«

»Nein, auf unser Wohl, Mr. Sinclair. Und vor allen Dingen darauf, daß wir es schaffen, dieses furchtbare Geschehen zu stoppen. Das allein zählt. Und auf die Kinder.«

Ich stellte keine weiteren Fragen, weil ich genau wußte, daß ich die Antworten später bekommen würde. Der Whisky war wirklich ein Gedicht, da hatte McCormick etwas Feines hervorgeholt.

Als wir die Gläser abstellten, sagte er: »Ich heiße übrigens Brett. Lassen wir die Förmlichkeiten.«

»Einverstanden.«

»So habe ich mir das vorgestellt, John.« Er nickte mir zu und beugte sich nach vorn. Seine klaren Augen nahmen einen etwas trüben und nachdenklichen Ausdruck an, und die Lippen verzogen sich zu einem schmerzhaften Lächeln. »Ich hätte Sie ja nicht aus der Vorweihnachtszeit weggeholt, wenn es nicht wirklich brennen würde, und wenn es nicht um die Schwächsten der Schwachen gehen würde, eben um unsere Kinder.«

»Das hörte ich schon.«

»Ihr Chef?«

»Richtig.«

»Er scheint mir ein guter Mann zu sein, einer, der einen Riecher für Menschen hat, sonst hätte er meinen Wunsch bestimmt nicht weitergeleitet. Er muß gewußt haben, daß gewisse Dinge nicht in Ordnung sind. Nein, er hat es gefühlt.«

»Stimmt.«

Scharf schaute mich McCormick an. »Und hier ist einiges faul, John. Das kann ich nicht deutlich genug sagen.«

Ich nickte. »Mittlerweile kann ich das sogar bestätigen, Brett.«

»Ach!« Er staunte mich an. »Sie waren am Teich?«

»Nein, das nicht. Ich war eigentlich nur im Ort und bin bis in die Mitte gefahren, wo ein großer Weihnachtsbaum im Freien steht. Dort traf ich dann eine gewisse Grace Felder, die Tochter des Pfarrers, die mir erklärte, wie ich zu Ihnen komme. Aber zuvor ist mir noch etwas aufgefallen, mit dem ich nur schwer zurechtkomme. Ich hörte Kinder singen.«

»Aha.«

Da er nichts mehr hinzufügte und mich nur anschaute, sprach ich weiter.

»Vor dem Treffen mit Grace Felder hatte ich meinen Wagen vor der Goldenen Gans abgestellt. Dann schaute ich mir den Tannenbaum an

und hörte die Kinderstimmen. Sie sangen das Lied Christmas Day is Coming. Nur diesen einen Refrain, nichts weiter. Das wäre ja nicht schlimm gewesen. Etwas anderes störte mich jedoch entschieden mehr. Ich habe die Kinder singen gehört, sie aber selbst nicht gesehen. Sie hielten sich auch nicht versteckt, sie waren körperlich überhaupt nicht vorhanden! Nur die Stimmen habe ich vernommen. Kinderstimmen, den Gesang von Unsichtbaren. Das ist es gewesen, was mich störte. Ich kann es kaum erklären. Aber ich habe mich nicht geirrt. Sie waren da. Sie haben gesungen.«

Brett McCormick hatte mir aufmerksam zugehört. Dann nickte er. »Sehr gut«, sagte er mit leiser Stimme. »Dann brauche ich Sie gar nicht mehr zu überzeugen, denn was Sie da vernommen haben, war wirklich gut, John.«

»Überzeugend, meinen Sie?«

»Ja.«

»Inwiefern?«

Er verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Ich weiß nicht, ob ich Sie jetzt schocken werde, wobei es mir im Prinzip auch egal ist, aber Sie haben die Stimmen oder Gesänge von toten Kindern gehört.« Er schaute mich beinahe beschwörend an.

»Haben Sie mich verstanden, John? Sie hörten die Gesänge von toten Kindern. Von sehr jungen Menschen, die vor langer Zeit gestorben sind.«

»Sie meinen Geister?«

»Richtig, Mr. Sinclair - pardon - John. Es waren die Stimmen der toten Kinder.«

Ich lehnte mich auf der Sitzfläche zurück, ohne allerdings entspannt zu sein. Dann griff ich nach dem Glas und trank einen kleinen Schluck.

Zunächst einmal mußte ich mit gewissen Dingen fertig werden. So etwas Ähnliches hatte ich geahnt, aber zwischen der Ahnung und dem Wissen klaffte noch immer eine Lücke.

Auch McCormick hatte einen Schauer bekommen. »Warum fragen Sie nichts?« flüsterte er.

»Wissen Sie denn Bescheid?«

»Nicht genau. Aber aus diesem Grund habe ich Sie hergebeten, und ich weiß, daß die Uhr auf fünf Minuten vor zwölf steht. Ich bin kein Schwarzmaler, bin ich mein Leben lang nicht gewesen, aber ich denke mir, daß es furchtbar werden kann. Um dies zu stoppen, habe ich mir eben Hilfe geholt, das ist alles.«

»Dann sind die Kinder tot und trotzdem nicht tot.«

»So ähnlich.«

»Sie können keine Ruhe finden.«

»Genau.«

»Warum nicht? Was ist geschehen? Es muß einen Grund gegeben haben.«

McCormick nickte. »Den hat es auch gegeben, John, einen sehr guten Grund sogar. Nur will über den niemand reden, wenn Sie verstehen. Man hat auch irgendwie ein Recht dazu, wenn etwas sehr lange zurückliegt, aber man darf nicht ignorieren, daß die Vergangenheit nicht vergiß. Sie ist wie ein Speicher. Wenn ein bestimmter Zeitpunkt gekommen ist, ruft sie die Dinge ab.«

Ich nickte. »Wann ist es geschehen?«

»Vor mehr als zweihundert Jahren.«

»Und was passierte?«

McCormick hob die Schultern. »Genau weiß ich das nicht. Da müssen Sie schon Grace Felders Vater fragen. Bei ihm liegen die alten Kirchenbücher. Aber er ist sehr zurückhaltend. Er will über das Thema nicht sprechen, und er kommt mir manchmal vor wie jemand, der unter einer starken Angst leidet.«

»Aber etwas wissen Sie doch, Brett.«

»Ja.« Er nickte. »Leider - oder zum Glück. Ich weiß, daß die Kinder von Paxton damals geopfert wurden. Der Legende nach dem Teufel, um die Stadt zu retten. Einzelheiten sind mir nicht bekannt, John. Aber ich weiß, daß die Geschichte noch nicht beendet ist. Da können Sie sagen, was Sie wollen.«

»Die Stimmen, die ich hörte…«

»Auch.«

»Und was noch?«

»Ein Teich ist ebenfalls wichtig.«

Ich hatte trinken wollen, ließ die Hand aber um das Glas gelegt, ohne es anzuheben. »Ein Teich, sagten Sie?«

»Ja, er war damals größer. Im Laufe der Zeit ist er teilweise versandet, aber es gibt ihn. Der Teich ist da, und er spielt noch eine große Rolle.«

Ich trank jetzt das Glas leer. »Es hörte sich an, als wären Sie schon bei ihm gewesen.«

»Stimmt.«

»Und?«

Brett McCormick gab mir eine ausweichende Antwort. »In der Nacht ist es kalt geworden. Die Temperatur ist um einige Grade gefallen. Wir haben Frost bekommen, und ich gehe davon aus, daß der Teich zugefroren ist. Aber nichts desto trotz, wir sollten ihn uns ansehen.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Sie wollen mir aber nicht nur den Teich zeigen.«

»Nein, das nicht.« Er klopfte auf den Tisch und holte anschließend eine Pfeife aus der rechten Seitentasche seiner Weste hervor. Aus der linken zupfte er einen Beutel mit Tabak. Während er die Pfeife stopfte,

gab er mir die Antwort. »Wir fahren nicht nur hin, um den Teich zu sehen, sondern auch, um zu schauen, was in ihm steckt.«

»Und was ist es?«

Brett McCormick hatte ein Zündholz angerissen. Über die Flamme hinweg schaute er mich an. »Es ist etwas, über das ich kaum zu sprechen wage, John.« Er senkte seine Stimme, als stünde noch ein Mithörer im Zimmer. »Ich habe sie gesehen. Ich habe die Kinder gesehen, John. Die toten Kinder von damals. Oder ihre Geister, wie dem auch sei. Ich sah sie im Teich, ich sah ihre kleinen Hände, als wollten sie mir zuwinken. Das taten sie auch irgendwie, aber es waren die Hände von toten Kindern, John, und nicht von Lebenden, denn um sie müssen wir uns auch noch kümmern.«

Ich schwieg. Dabei verfolgte ich die blaugrauen Wolken, die McCormick aus den Mundwinkeln und aus den Nasenlöchern strömen ließ. »Das wollte ich Ihnen sagen, John. Zunächst mal. Alles weitere müssen wir noch erforschen, falls Sie einen ausgemusterten Polizisten an Ihrer Seite akzeptieren.«

Die letzten Worte hatten bitter geklungen. Ich stellte nur eine Frage. »Sie sind nicht freudig in Pension gegangen?«

»Nein, das nicht. Ich war erst sechzig, aber man hat die Dienststelle hier in Paxton aufgelöst.« Er winkte ab. »Aber lassen wir das. Auch ohne Dienst habe ich noch genügend zu tun.«

»Bestimmt. Wobei ich über eine der letzten Bemerkungen nachdenke, die Sie vorhin gesagt haben.«

Er paffte zwei Wolken und fragte: »Welche?«

»Sie sprachen davon, Brett, daß wir uns noch um die lebenden Kinder hier kümmern müssen.«

»Ja, John, das ist sehr wichtig, und ich will Ihnen auch den genauen Grund nennen.« McCormick stand auf und trat an das Fenster. Durch die Scheibe blickte er in den grauen Tag, und bereits sein erster Satz erschütterte mich. »Ich denke, daß den Kindern hier in Paxton das gleiche Schicksal bevorsteht wie den damaligen. Alles deutet darauf hin.«

Das war in der Tat eine harte Eröffnung. Ich spürte meine innere Verkrampfung.

Ich wollte etwas sagen, aber der pensionierte Polizist, drehte sich um und schaute mich an, als wollte er genau erkennen, ob ich ihm geglaubt hatte oder nicht.

»Wenn Sie so etwas sagen«, murmelte ich schließlich, »müssen Sie einen Grund haben. Ein Motiv und…«

McCormick winkte ab und lachte bitter. »Mal eine Frage, John. Haben Sie auf der Straße, hier in Paxton, irgendwelche Kinder gesehen?«

Jetzt, wo ich direkt darauf angesprochen wurde, fiel es mir auf.

»Sie haben recht, Brett, ich habe keine Kinder gesehen. Nicht auf der Straße, auch nicht hinter irgendwelchen Fenstern.«

McCormick nickte mir zu. »Eben, John. Man hält sie zurück - in Sicherheit. Man will nicht, daß die Kinder ihre schützenden Häuser oder Wohnungen verlassen.«

»Trifft das denn zu?«

McCormick hob die Schultern. »Ich glaube es nicht. Ich denke eher, daß man dem Unheil anders begegnen muß.«

»Wie denn?«

»In der Vergangenheit, nehme ich an.«

»So ist es.«

»Wollen sie mit mir so etwas wie eine Zeitreise veranstalten, Brett?«

»Ha, das wäre schön. Ist aber nicht möglich. Deshalb werden wir uns die Vergangenheit herholen müssen.« Er hob beide Hände. »Ich weiß, das ist nicht leicht zu begreifen, aber ich erzählte Ihnen ja von dem See oder dem Teich, besser gesagt. Dort müssen wir hin, denn die Kinder, die damals getötet wurden, haben meiner Ansicht nach unmittelbar etwas mit den hier lebenden zu tun.«

»Inwiefern?«

»Die Kinder, die hier leben, werden immer schwächer. Sie können die Häuser gar nicht verlassen. Sie wären nicht in der Lage, zu überleben. Das hört sich zwar dramatisch an, aber ich weiß, was ich hier gesagt habe. Ich hatte Zeit genug, gewisse Dinge zu beobachten. Und ich habe mich auch mit der Vergangenheit beschäftigt, weiß allerdings noch zuwenig. Zudem habe ich den Eindruck, daß sich Reverend Felder sperrt. Er hat mir nicht mal Einblick in die Kirchenbücher gestattet. Das finde ich sehr schade. Es hätte uns wirklich einiges gebracht.«

Mein Lächeln fiel breit aus. »Da ich inzwischen seine Tochter kennengelernt habe, denke ich, daß wir es schaffen könnten.«

McCormick reckte mir sein Kinn entgegen. »Woher nehmen Sie nur den Optimismus?«

»Wir waren uns eigentlich sympathisch. Dann hörte ich noch die Kinderstimmen, die das Lied sangen, als wären Geister dabei, um den Weihnachtsbaum herum zu tanzen.«

»Das ist verrückt.«

»Meinen Sie die Stimmen?«

»Alles ist verrückt.«

»Aber nicht der Teich - oder?«

»Nein.«

»Dann möchte ich Sie bitten, Brett, daß wir zu ihm gehen, bevor es hier zu dunkel wird.«

»Ja, das machen wir. Und auch zu kalt. Schon in den letzten Nächten schwamm auf der Oberfläche Eis. Durch den Sonnenschein ist es

tagsüber zwar wieder getaut, aber ich könnte mir vorstellen, daß die Oberfläche erneut zufriert.« Er kam auf mich zu und schlug mir auf die Schulter. »Kommen Sie, John, packen wir es…«

***

Wir hatten nicht den Wagen des ehemaligen Kostablers genommen, sondern meinen Rover. Er war größer, wir hatten mehr Platz, und wir waren auch durch Paxton gefahren, hatten den Weihnachtsbaum passiert, in dessen Geäst jetzt die Lichter funkelten, aber sosehr ich auch die Ohren gespitzt hatte und sogar das Fenster heruntergelassen hatte, das Lied hatte ich nicht gehört.

Erst als wir Paxton verlassen hatten, sprach mich Brett McCormick an.

»Sind Sie jetzt enttäuscht?«

»Warum?«

Er hob die Schultern. »Weil Sie die toten Kinder nicht singen gehört haben.«

»Damit habe ich nicht mal gerechnet«, gab ich zu.

»Wirklich nicht?«

»Ich hatte es aber gehofft.«

Er seufzte. »Ich auch. Wenn Sie den kleinen Bach überquert haben, müssen Sie sich rechts halten.«

»Geht in Ordnung.«

Paxton selbst war nicht eben laut gewesen, doch in der stillen Winterlandschaft hatte es so geklungen. Ich sah wieder einige Schneereste, denn es war einfach zu kalt, um ihn tauen zu lassen.

Manche Bäume wirkten auf mich wie riesige Skelette, die ihre dünnen Arme wie hilfesuchend in den Bleihimmel gereckt hatten. Vögel bewegten sich durch die schwer anmutende Luft. Auch ihr Flug wirkte nicht fröhlich, sondern der Umgebung angepaßt.

Wir brauchten nicht lange zu warten, bald ging es rechts ab. Der Weg war schmal, auch kurvig und erinnerte mich an ein großes S, das nicht aufzuhören schien. Der Bewuchs an den beiden Seiten verdichtete sich, und manchmal kratzten die Spitzen der Zweige an der kalten Karosserie des Rovers entlang wie die Fingernägel erstarrter Wesen.

»Nicht gerade eine Autobahn - wie?«

Ich hob die Schultern. »Ich bin schon schlechtere Strecken gefahren.«

McCormick nickte. »Klar, das glaube ich Ihnen. Außerdem ist es nicht mehr weit.« Er deutete gegen die Seitenscheibe. »In den Büschen taucht gleich eine Lücke auf. Da können Sie den Rover hineinstellen. Sie ist groß genug.«

Er hatte nicht zuviel versprochen, die Lücke erschien tatsächlich. Zuerst rumpelten die beiden Vorderräder eine kleine Böschung hoch, dann ging es an der anderen Seite wieder ein Stück auf dem starren

Winterrasen hinab, und ich bremste ab, denn ein Stück tiefer lag der Teich wie ein großes, feuchtes und dunkles Auge.

»Na?« fragte McCormick.

Ich hob die Schultern. »Eigentlich habe ich ihn mir größer vorgestellt.«

Brett öffnete die Tür. Kalte Luft strömte in den Wagen. Sie war nicht mehr so trocken, sondern feucht geworden und roch nach Schnee. »Er war für die Kinder groß genug.«

»Man hat sie alle darin ertränkt?«

McCormick wuchtete die Tür zu. »Ertränkt? - Ja«, sagte er zögernd, »eher geopfert.«

»Jedes Opfer hat einen Sinn, Brett.«

»Ich weiß.« Über das Roverdach hinweg wies er mit dem Finger auf mich. »Um diese sinnlose Tat aufzuklären, deshalb sind Sie doch hier. Ich habe es versucht und bin gegen Mauern gelaufen, aber ich kann mir vorstellen, daß Sie dank Ihrer Erfahrungen schon den richtigen Schlüssel finden.«

»Verlangen Sie nur nicht zuviel.«

McCormick lachte, und die Atemwolken tanzten vor seinen Lippen.

»Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel. Bevor ich mich mit dem Yard in Verbindung setzte, habe ich schon etwas über Sie in Erfahrung bringen können. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Etwas anderes hätte mich auch überrascht.«

»Dann sind wir uns ja einig.«

Bis zum Teich war es nicht mehr weit. Das leicht abfallende Gelände war mit froststarrem Wintergras bewachsen. Wenn wir es berührten, hörte es sich an, als wären Messerklingen dabei, über das Leder unserer Schuhe zu streifen. Die Umgebung präsentierte sich still, sehr still sogar. Ich hatte den Eindruck, daß diese Stille noch zunahm, je mehr wir uns dem Teich näherten.

Glücklicherweise wurde es noch nicht dunkel. Auch ohne Licht war die Umgebung gut zu erkennen. Selbst der Teich malte sich recht deutlich ab.

Er lag so ruhig da. So völlig harmlos. Mit einer dunklen Oberfläche, die allerdings auch einen gewissen Schimmer zeigte, denn dort hatte dünnes Eis eine Schicht hinterlassen, an den Ufern dicker als zur Mitte des kleinen Gewässers hin.

Eis zerknirschte unter unseren Sohlen, als wir nahe des Ufers stehenblieben. Hier war das Wasser in den kleinen Trittmulden ebenfalls gefroren.

Ich sah keinen Steg. Auch kein am Ufer liegendes Boot.

»Und?« fragte McCormick.

»Was wollen Sie hören?«

»Ihre Eindrücke.«

»Sind normal.«

Er atmete laut aus. »Normal? Klar, man sieht nichts. Aber spüren Sie denn etwas?«

»Auch wenn Sie enttäuscht sind, Brett, im Augenblick fällt mir nur die Stille auf.«

»Da haben Sie recht. Diese Stille hier ist anders. Es ist eine Totenstille, ich weiß es, John.«

Meinen Begleiter ließ ich stehen und trat dicht an das Ufer heran. Wieder zerknirschte Eis unter meinem Gewicht. Es hörte sich an wie brechendes Glas.

Brett hatte von toten Kindern gesprochen. Von deren Geistern, von irgendwelchen Erscheinungen. Von Wanderern zwischen den Welten möglicherweise, von ruhelosen Seelen, die keine Ruhe bekamen, davon aber war nichts zu sehen. Es lag auch nicht an der Eisschicht, die vielleicht zu dick gewesen wäre, es war einfach nichts vorhanden. Ich bückte mich und hob einen Stein auf. Als McCormick neben mir stand, warf ich den Stein auf das Eis.

Erst klatschte es beim Aufprall, dann bekam das Eis Risse und brach an der Aufschlagstelle. Der Stein verschwand im kalten Wasser. Er hinterließ unter der dünnen Schicht ein Muster aus Wellen, das bald verlief.

»Es ist noch nicht dick«, sagte der pensionierte Konstabler. »Aber was hatten Sie vor? Haben Sie die Geister locken wollen?«

»Nein. Ich wollte auch nicht aufs Eis. Ich bin einfach nur meinem Gefühl gefolgt. Um sie zu locken, muß man andere Mittel einsetzen.«

»Welche denn?«

»Man kann einen Test durchführen.« Ich fing damit an, das Kreuz hervorzuholen, wobei mich McCormick schweigend, aber durchaus gespannt beobachtete. »Wenn der Teich hier tatsächlich eine negativ geladene magische Zone ist, dann wird das Kreuz uns dabei helfen, einen konkreten Beweis dafür zu erbringen.«

»Nur ein Kreuz?« fragte er verwundert.

»Im Prinzip schon.«

»Sie sind der Fachmann, John.«

Ja, das war ich, obwohl die Regeln immer anders ausgelegt wurden. Oft genug schon hatte ich böse Überraschungen erlebt, aber ich konnte mich auf meinen Talisman verlassen. Er war ein perfekter Indikator, was die Anzeige fremder Magien anging, vorausgesetzt, die Bedingungen stimmten. Das mußte sich hier noch herausstellen.

Ich hatte die Kette über den Kopf gezogen, ging in die Hocke und bekam somit auch eine andere Sichtperspektive. Flach fiel mein Blick über den leicht gefrorenen Teich. Kein hochwachsendes Schilf störte mich dabei.

Direkt vor mir lag die leicht grünlich schimmernde, gefrorene Fläche.

Unter dem Eis entdeckte ich Schatten, als hätten sich dort dunkle Wolken versammelt.

McCormick stand neben mir und erkundigte sich nach meinem Vorhaben.

»Nur ein Versuch«, murmelte ich. Dabei holte ich schon mit dem rechten Arm aus, ließ das Kreuz los und schaute ihm nach, wie es über das dünne Eis schlitterte, bis die Kette das Kreuz stoppte. Es lag auf dem Eis. Ich kniete noch immer. Die Feuchtigkeit drang durch die Hose, was mich jedoch nicht weiter störte, denn ich behielt meinen silbernen und geweihten Talisman im Auge. Nur das war jetzt wichtig.

Schaffte es seine Kraft, die Geister der toten Kinder aus der Tiefe zulocken?

Es passierte nichts. Zumindest nichts auf dem Eis, aber darunter veränderte sich nach einer Weile schon etwas. Es waren gewisse Bewegungen, die mir auffielen, aber nicht nur mir, denn auch McCormick hatte sie gesehen und hielt sich mit einem Kommentar nicht zurück.

»Verdammt, John, ich glaube, da verändert sich etwas!«

»Ist möglich.«

»Aber was?« Er bückte sich ebenfalls, um eine bessere Sicht zu bekommen.

Seine Hände hatte er dabei flach auf die Oberschenkel gelegt, und sein Mund produzierte leicht schmatzende Geräusche, als er die Lippen bewegte.

»Warten Sie es ab.«

McCormick machte den Eindruck, als wollte er noch etwas hinzufügen, blieb aber still und stierte ebenfalls auf die dünne Eisschicht, die selbst nicht in Bewegung geraten war.

Dafür hatte sich das Kreuz ›gemeldet‹. Das Funkeln oder leichte Strahlen war nicht zu übersehen. Mein Talisman hatte plötzlich eine schwache Aura bekommen, die auf mich so wirkte, als schwebte sie daumenhoch über der Fläche.

»Die Schatten werden heller«, flüsterte McCormick. Er war plötzlich aufgeregt.

In der Tat hatten sie ihre dunkle Farbe verloren. Wie helle, leicht silbrig schimmernde und sich in sich selbst bewegende Säulen standen sie unter der Eisfläche. Sie zitterten, sie hatten einen Umriß, aber es war für mich nichts Genaues zu erkennen.

Ich war kein Anfänger. Schon oft hatte ich Geister gesehen, und ich wußte auch, daß sie die Gestalten derer annehmen konnten, die sie einmal gewesen waren. Hier aber von menschlichen Formen zu sprechen, wäre falsch gewesen.

Es gab sie. Sie bewegten sich. Sie blieben allerdings an ihren Stellen stehen, als wären sie nicht in der Lage, die Schicht aus Eis zu

durchbrechen.
Das allerdings glaubte ich nicht, denn für diese Art von Geistern gab es keine Hindernisse. Wo sie hinwollten, da kamen sie auch hin.
Es war schon spannend, ihnen zuzuschauen. Selbst McCormick hatte es die Sprache verschlagen, er aber hörte, ebenso wie ich, das Verlassen der Geister aus ihrer Isolation, denn sie meldeten sich auf ihre Art und Weise.
Schon einmal hatte ich in der unmittelbaren Nähe des Weihnachtsbaums Stimmen gehört.
Jetzt auch wieder.
Aber sie sangen nicht.
Was sie taten, war mir nicht bekannt. Es konnte durchaus sein, daß sie sich unterhielten, dann allerdings auf einer Ebene, mit der wir nicht zurechtkamen.
Schrille Laute erwischten meine Ohren. Ich wollte sie nicht als menschlich bezeichnen. Es waren einfach nur Geräusche, die ebensogut von verstimmten Instrumenten hätten stammen können. Eines aber stand für mich fest. Diese Stimmen kamen nicht aus der normalen Welt. Sie waren in einer entfernten aufgeklungen, möglicherweise in der Welt der verlorenen Kinder, wie auch immer, aber sie hatten es geschafft, diesen gewaltigen Raum zu überbrücken. Der Steg zwischen den unterschiedlichen Dimensionen war durch sie geschlagen worden.
Das Schrillen klang laut, wütend und immer schlimmer, aber ich verstand auch Worte. Oder zumindest ein Wort, denn das hieß Christmas. Erst leise gesprochen oder gesungen, dann lauter und so böse, daß ich den Haß deutlich hervorhören konnte.
Sie haßten das Fest. Sie hatten es pervertiert, und sie schafften es dann, sich tatsächlich wieder zu vereinigen, wobei sie Christmas Day is Coming sangen. Allerdings mit einem gefährlichen Unterton, als wollten sie jemanden dabei ermorden. Und ihre hellen Dunstgestalten zitterten stärker, als wäre an ihnen gezerrt und gezupft worden, um sich dann sehr schnell aufzulösen. Weg waren sie.
Und auch mein Silberkreuz nahm wieder seine normale Farbe an. Ich wußte, daß es vorbei war, und so zog ich das Kreuz wieder zurück und hängte es um.
Dann stand ich auf.
Links von mir hielt sich McCormick auf. Er schaute mich an und pustete dabei die Luft aus. »Jetzt wissen Sie Bescheid, nicht wahr?«
»Das wußte ich schon zuvor. Ich habe nur noch einmal die Bestätigung bekommen und wieder das Lied gehört, wenn auch in einem anderen Tonfall.«
»Ja, Weihnachten«, flüsterte McCormick und nickte.
Ich runzelte die Stirn. »Sie sagen das so komisch.«

Er hob die Schultern. »Nicht ohne Grund«, erwiderte er und warf einen Blick über den Teich. »Denn damals sind die Kinder an Weihnachten in den Tod geführt worden. Da wir bald Weihnachten haben, gehe ich davon aus, daß es sich in diesem Jahr wiederholen wird. Verstehen Sie? Zu Weihnachten werden die Kinder aus Paxton von den Geistern ihrer Ahnen geholt.«

»Es ist möglich.«

»Nicht nur möglich, John, es stimmt. Sie werden sich die Kinder ansehen müssen. Sie kommen gar nicht darum herum, und dann werden Sie feststellen, wie schwach sie sind.«

»Schwach?«

McCormick nickte. »Ja, so wie ich es gesagt habe. Schwach. Und zwar körperlich schwach. Sie bleiben in den Häusern und Wohnungen, denn sie haben nicht die Kraft, nach draußen zu gehen und dort zu spielen. Das ist vorbei, die hat man ihnen genommen, so schlimm es sich auch anhören mag.«

»Was sagen die Eltern?« fragte ich.

Brett McCormick schaute mich zuerst nur an. Dann fing er an zu lachen.

Es hörte sich an, als wollte er weinen. »Die Eltern, John? Auf die können Sie sich nicht verlassen, sagen wir mal.«

Ich hatte begriffen, erkundigte mich trotzdem noch. »Heißt es, daß sie nicht dagegen ankämpfen?«

»Wenn Sie so wollen…«

Ich schüttelte den Kopf, auch etwas irritiert über die knappe Antwort.

»Himmel, Brett, es sind Eltern, Väter und Mütter. Sie sind für sie verantwortlich. Es ist ihr eigen Fleisch und Blut. Man kann sie doch nicht einfach aufgeben oder kampflos überlassen. Das tut keine Mutter, auch kein Vater. Nur in den seltensten Fällen. Ausnahmen. Einzelschicksale, aber das hier scheint mir bei denen nicht so zu sein.«

»Da haben Sie leider recht.«

»Und warum war das hier anders?«

McCormick drehte sich und schaute in die Richtung, wo der Ort lag.

»Wissen Sie, John, Paxton ist eine Welt für sich. Hier ist die Zeit stehengeblieben. Hier gibt es Dinge, die schon vor Hunderten von Jahren Bestand gehabt haben. Sie müssen Paxton mit anderen Augen sehen. Die Bewohner wissen natürlich Bescheid, aber sie lehnen sich gegen gewisse Dinge nicht auf. Die empfinden sie kurzerhand als Kismet, als Schicksal, wie auch immer. Ich war lange genug in Paxton tätig und lebe auch noch hier, um genau Bescheid zu wissen. Man hat mich akzeptiert, auch respektiert, aber ein Einheimischer bin ich nie geworden, denn ich stamme nicht von hier, sondern aus einem Ort, der gut zehn Meilen von Paxton entfernt liegt und Verbindung mit der

Außenwelt hat. Vielleicht hätten sich die Menschen auch anders entwickelt, gäbe es nicht dieses schreckliche Dilemma, diesen verdammten Fluch, der seit vielen Jahren über dem Ort liegt. Ob es die Leute nun wahr haben wollen oder nicht, aber unbewußt leiden sie schon darunter. Daran gibt es nichts zu rütteln. Nur will es niemand zugeben. Jeder leidet für sich allein. Auch mit dem Nachbarn oder mit dem Freund spricht man nicht über gewisse Dinge.«

»So ist das also«, sagte ich leise. »Aber es werden doch nicht alle die Augen verschließen.«

Der ehemalige Konstabler hob nur die Schultern.

»Was ist mit Reverend Felder?«

»Er gehört zu den Eingeweihten. Davon gehe ich aus.«

»Aha«, sagte ich.

»Moment.« McCormick hob den Arm. »Machen Sie sich nur nicht zu viele Hoffnungen. Felder ist zwar ein Wissender, aber er gehört auch zu den Menschen, die schweigen, und er wird bestimmt seine Gründe dafür haben.«

»Angst?«

»Kann sein. Muß aber nicht, denn Felder wird sicherlich wissen, was er den Leuten zumuten kann.«

»Aber so wird es keine Lösung geben.«

»Das habe ich auch gesagt, John, und mich deshalb an sie gewandt. Sie sind derjenige, der die Sache hier aufklären kann, meine ich. Man muß nur die entsprechende Geduld aufbringen, und man muß irgendwo einen Punkt haben, an dem man starten kann.«

»Den habe ich.«

»Wo ist der denn?«

Ich deutete über meine Schulter zurück. »Abgesehen von diesem Teich werde ich versuchen, mit dem Pastor Kontakt aufzunehmen. Allerdings auf eine etwas andere Art und Weise. Ich werde mich um seine Tochter Grace kümmern. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich sie kenne. Sie hat auf mich nicht den Eindruck gemacht, als wollte sie sich unter der Last des Schicksals drücken. Das glaube ich nicht.«

»Vorsicht«, warnte mich McCormick. »Denn ich weiß nicht, ob Grace eingeweiht worden ist. Schließlich war sie lange nicht hier. Da ist vieles anders geworden.«

»Sie kann ich aber mit ihrem Vater zusammenbringen.«

»Das schon.«

»Gibt es da noch eine Mutter?«

»Nein.« McCormick schüttelte den Kopf. »Donatus Felder ist verwitwet. Seine Frau starb ziemlich früh an einer tückischen Krankheit. Er hat nicht wieder geheiratet und war praktisch wie ein katholischer Kollege mit seinem Beruf liiert.«

»Jeder Mensch braucht eine Vertrauensperson«, sagte ich. »Dann

kann ich nur hoffen, daß er sie in seiner Tochter gefunden hat und sie einweihen wird.«

»Versuchen Sie es.«

»Sie kommen nicht mit?«

McCormick schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte an einem anderen Ort sein. Ich werde im Dorf die Augen offenhalten, denn ich weiß, daß sich die Lage zuspitzt.« Er trat nahe an mich heran. »Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit, John. Es geht jetzt wirklich um Minuten. Wenn wir nicht schnell sind, dann haben nicht nur wir verloren, sondern auch die Kinder hier aus Paxton.«

Das stimmte. Ich unternahm noch einen letzten Versuch. »Es hilft auch nicht, wenn ich versuche, mit den Eltern Kontakt aufzunehmen.«

»Nein. Sie sind fremd, John. Selbst ich als Einheimischer habe da meine Schwierigkeiten. Man wird Ihnen nichts sagen. Man wird Sie auslachen. Man wird Sie abweisen, man wird Ihnen feindlich und sogar haßerfüllt begegnen, wenn Sie nach den Kindern fragen. Das ist das Problem anderer, die es als gottergeben angenommen haben und als Menschen nicht dagegen ankämpfen können.«

Ich hob die Schultern. »Wenn Sie das so sagen, Brett, muß ich Ihnen glauben.«

»Anders wäre es mir lieber, John.«

»Mir auch, ehrlich gesagt…«

***

Es war nicht völlig dunkel in dem kleinen Zimmer, weil sich der Tag noch nicht verabschiedet hatte. Durch die beiden kleinen Fenster sickerte letztes Tageslicht.

Das schwache Licht strich über die schlichten Möbel und auch über den Hubschrauber, der neben der Lampe an der Decke hing.

Das Fluggerät war aus zahlreichen Bausteinen zusammengesteckt worden.

Es war sogar mit einem kleinen Elektromotor ausgestattet, der die Rotoren antrieb.

Jetzt aber standen sie still. Ebenso still wie der gesamte Hubschrauber, der allerdings von David Goldman beobachtet werden konnte, und der zugleich sein Lieblingsspielzeug war.

David lag im Bett. Er konnte nicht schlafen. Seine Eltern hätten es gern gesehen, wenn er eingeschlafen wäre, um zu vergessen, aber das war ihm nicht möglich, obwohl er sich so schwach und schon elend fühlte. Er mußte die Augen offenhalten. Wie jemand, der auf das wartete, was er keinesfalls versäumen wollte.

David lag still. Unter dem Kopf türmten sich drei Kissen, damit er etwas höher lag. So konnte er sich im Zimmer auch besser umschauen, nach links zur Tür und nach rechts zu den Fenstern hin.

Er sah den Schrank, den kleinen Schreibtisch, den Teppich, das Holz des Fußbodens, das Regal mit dem anderen Spielzeug, und der zehnjährige Junge mit den rötlichen Haaren dachte daran, daß sein Vater alles selbst gebastelt hatte. Jedes Möbelstück war unter seinen geschickten Händen entstanden.

Gespielt hatte David immer gern. Er dachte auch stets daran zurück, wie er es geschafft hatte, den Hubschrauber zusammenzubauen. Die Zeiten waren vorbei. Seit mehr als zwei Wochen lag er jetzt im Bett. Er ging auch nicht mehr zur Schule, und er wußte, daß es die anderen Kinder in Paxton ebenfalls erwischt hatte.

Sie alle waren krank geworden.

Seltsam krank…

Der Doktor war gekommen. Er hatte ihn untersucht, aber nichts feststellen können. Achselzuckend war er wieder gegangen. Auch nach zwei weiteren Besuchen hatte sich nichts verändert. Dieser Arzt war wirklich ratlos gewesen.

Wie auch Davids Eltern.

Das heißt, nicht ganz, denn David hatte zufällig Fetzen eines Gesprächs zwischen seinen Eltern und dem Arzt aufgeschnappt, als die Zimmertür nicht ganz geschlossen war. Da hatten Vater und Mutter von einem gewissen Schicksal gesprochen, gegen das man kaum ankämpfen konnte und mit dem man sich abfinden mußte.

Der Doktor hatte es sogar auf eine gewisse Art und Weise bestätigt, und David hatte sich nach diesem ungewollt Gehörtem noch schwächer gefühlt.

Die Schwäche war es. Nur sie und nichts anderes. Sie hatte ihn übermannt, und sie wollte einfach nicht aufhören. Sie wühlte sich weiter und tiefer in ihn hinein. Sie erfaßte seine Glieder. Sie machte die Arme und Beine matt. Wenn er hin und wieder mal aufstand, wurde er an den greisen Benny erinnert, den ältesten Mann in Paxton, der ebenfalls nicht mehr normal laufen konnte und immer nur gebückt ging und gestützt werden mußte.

So war es auch bei ihm.

Und er ärgerte sich darüber.

Das war die eine Seite. Es gab aber noch eine zweite, und die kam ihm viel interessanter vor. Er wußte, daß er nicht allein war. Etwas geschah um ihn herum, das er nicht sehen und höchstens noch fühlen konnte.

Er bekam Besuch.

Immer öfter suchte er ihn heim. Er war für David nicht zu sehen, mehr zu hören, auch zu fühlen, denn es war jedesmal so seltsam kalt geworden.

Dann hatte er auch die Flüsterstimme gehört, die immer so zischelte.

Der Sprecher kannte ihn sogar. Er hatte sich mit ihm auf seine Art

und Weise unterhalten, und er hatte ihm auch etwas über die Zukunft erzählt, die so ganz anders werden würde, als David sie sich je hätte vorstellen können.

Was da genau passierte, wußte er nicht. Ihm war nur bewußt, daß es etwas völlig Neues, aber zugleich auch etwas Altes sein mußte. Es hing auch mit seiner Schwäche zusammen, und wenn er an die Zukunft dachte, dann wußte er nicht, welche Gefühle ihn da durchtosten.

Sollte er sich davor fürchten? Sollte er sich freuen? David befand sich in einer Zwickmühle. Er war hin-und hergerissen, aber er mußte auch an seine Schwäche denken, die als Krankheit angesehen wurde und ihn nicht nur allein erwischt hatte. Auch die anderen Kinder in Paxton waren davon betroffen. Einschließlich der Mädchen.

Im Raum war es warm.

Viele Bewohner in Paxton heizten noch mit den alten Kohleöfen. Nicht so die Goldmans. Vor drei Jahren hatte Davids Vater eine Heizung eingebaut. Die Radiatoren hatte er preisgünstig bekommen, und in einem schmalen Kellerraum stand der Ofen, der noch mit Kohle bestückt wurde.

David hatte es aufgegeben, nachzurechnen, wie lange er schon in seinem Bett lag und nicht nach draußen gegangen war. Obwohl sich Helligkeit und Dunkelheit abwechselten, kamen ihm die Tage und Nächte irgendwie gleich vor. Es lag an ihm, an seiner verordneten Ruhe, die zugleich einer Unruhe glich, denn die Erwartung in seinem Innern hatte nicht abgenommen.

Und bald war Weihnachten.

Der Baum in der Mitte von Paxton leuchtete so wunderbar wie jedes Jahr, aber David hatte ihn nur einmal gesehen, als es ihm noch nicht so schlimm ergangen war.

Jetzt konnte er davon träumen. Er rief sich das Bild immer wieder in Erinnerung zurück und damit auch die Worte seiner Mutter, die ihm versprochen hatte, daß er zu Weihnachten wieder gesund sein würde.

Daran glaubte David nicht mehr, und auch die Mutter hatte bei ihren Besuchen dieses Thema nicht mehr angeschnitten.

Also blieb er allein zurück und war ein Gefangener seiner eigenen Gedanken.

Der eigenen?

Davon war David Goldman schon längst nicht mehr überzeugt. Immer öfter und dabei auch intensiver waren andere Gedanken in seine eigenen hineingehuscht und hatten sich nicht nur mit ihnen überschnitten, nein, sie hatten es sogar geschafft, stärker zu werden und die eigenen zu überlagern.

Etwas kam auf ihn zu. Und dieses Ungewisse würde ihn auch so einfach nicht mehr loslassen.

Obwohl David es nicht gern zugab, war er doch gespannt auf das, was unweigerlich kam. Bisher hatte er nur Fragmente davon mitbekommen, das aber würde sich ändern.

Mit seinen Eltern hatte er darüber nicht gesprochen, nicht einmal mit seiner Mutter, der er mehr Vertrauen entgegenbrachte als seinem schweigsamen Vater, aber der Junge war trotzdem davon überzeugt, daß die Eltern Bescheid wußten.

Er hatte es an ihren Gesichtern abgelesen. Er hatte auch gehört, wie seine Mutter leise neben seinem Bett betete, als sie davon überzeugt gewesen war, daß der Sohn neben ihr schlief.

Das aber war nicht der Fall gewesen. David hatte alles gehört und es sehr gut behalten.

Er wußte etwas von den toten Kindern, von dem Fluch, vom Teufel und von einer schrecklichen Vergeltung.

Nachgefragt hatte er nie, aber er wußte genau, daß seine Eltern und auch die der anderen Kinder unter einer großen Furcht litten, die vielleicht größer war als die ihrer Kinder. Bei ihnen kam noch eine gewisse Neugierde hinzu.

David Goldman stöhnte leise auf, als er gegen die Tür schaute. Sie war geschlossen. Dahinter, wo der Flur lag, brannte Licht, und ein schmaler, heller Streifen hatte sich in sein Zimmer verirrt.

Dieser Tag hier, der bereits den Nachmittag erreicht hatte, würde etwas Besonderes werden. Daran glaubte David fest. Bisher hatte er nur das Vorspiel erlebt, aber die Dinge, über die er nichts wußte, würden sich ändern.

Das andere würde wieder zurückkehren, daran glaubte er fest.

Es war nie richtig hell geworden. Dafür aber kälter. Und der Nebel hielt die Kälte fest.

Hin und wieder trieben auch Dunstschwaden an den Scheiben entlang.

Da hatte David dann den Eindruck, als wären es verlorene Geister, die mal einen Blick in sein Zimmer werfen wollten, um sich danach schnell wieder aufzulösen.

Ansonsten blieb es still. Abgesehen von einem hin und wieder aufkommenden Brummen oder Singen der Heizung.

David drehte sich nur selten auf die Seite. Zumeist lag er auf dem Rücken, hielt seinen Hubschrauber unter Kontrolle und lächelte dann still vor sich hin. Er freute sich darauf, wieder mit dem Hubschrauber spielen zu können. Dann ging auch seine Phantasie auf Reisen. Dann sah er sich als Pilot in der Kanzel sitzen und mit der Maschine über ferne Länder hinwegfliegen.

Es war schön, sich seinen Träumereien hinzugeben. In den Träumen konnte man vergessen. Da wurden andere Welten aufgebaut, in denen David sich als Held sah.

Er aß nur wenig. Dafür trank er mehr. Der Vitaminsaft stand neben seinem Bett. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Glas umfassen zu können, was er immer weniger tat. Selbst diese Bewegung kostete Kraft.

Aber der Durst nahm zu. Und die trockene Luft im Raum hatte bei ihm für spröde Lippen gesorgt, die er hin und wieder mit Speichel befeuchtete, ohne allerdings einen Erfolg zu erreichen.

»David…«

Als er die leise Stimme seiner Mutter hörte, schrak er zusammen. Er war so tief in Gedanken versunken, daß er das Öffnen der Tür überhört hatte.

Etwas mühsam drehte er den Kopf auf die linke Seite. In der Türöffnung zeichnete sich die Gestalt der großen, dunkelblonden Frau ab, die die Hand auf die Klinke gelegt hatte und zögerte, das Zimmer zu betreten.

Sie schaute ihren Sohn an, und es fiel dabei auf, daß ihr das Lächeln schwerfiel.

»Mutter?«

»Hi, David.«

»Hi…«

Mrs. Goldman verließ ihren Platz. Sie betrat das Zimmer und drückte die Tür hinter sich zu. Mit langsamen Schritten näherte sie sich dem Bett des Jungen, blieb dicht davor stehen und beugte sich zu ihm hinab.

Sie lächelte nur immer. Eher schmerzhaft. Dann strich sie mit der Handfläche über Davids Stirn und schüttelte leicht den Kopf.

»Was ist denn, Mum…?«

»Hast du Fieber?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du fühlst dich aber noch immer sehr schwach, wie?«

»Ja, Mum.«

Sie nahm auf der Bettkante Platz. Für einen Moment verdüsterte sich das Gesicht der Frau, deren Augen so unwahrscheinlich blau waren wie nur bei wenigen Menschen. Mrs. Goldman hatte ein schmales Gesicht, und die letzten beiden Wochen hatten sie stark altern lassen. Die Sorgen um das Schicksal ihres Jungen standen ihr ins Gesicht geschrieben und hatten sich wie eine Karte darin eingegraben.

»Ich habe Durst, Mum.«

»Moment. Das ändern wir gleich.« Sie war froh, daß David etwas gesagt hatte. Aus der noch halbvollen Saftflasche goß sie das Glas nicht ganz voll und drückte es an die Lippen ihres Sohnes, der sich etwas aufgerichtet hatte, um so besser trinken zu können.

Mrs. Goldman schaute ihrem Sohn zu, der das Glas mit beiden Händen festhielt. Und sie sah, wie gut es ihm tat, sich auf diese Art

und Weise erfrischen zu können. Als er das Glas geleert hatte, stieß er auf und atmete tief durch.

»Möchtest du noch einen Schluck?«

»Nein, nicht mehr.«

Sie nahm ihm das Glas ab und stellte es zur Seite. Dann lächelte sie David an, obwohl es ihr schwerfiel. »Hast du denn etwas geschlafen?« fragte sie.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich konnte nicht, Mum. Ich kann ja auch in der Nacht kaum schlafen. Das ist so komisch.«

»Schlaf tut dir gut.«

»Ich weiß.« David hob die Schultern, als er zum Fenster schaute, als gäbe es dort etwas Besonders zu sehen. »Man läßt mich nicht schlafen, glaube ich.«

»Wen meinst du damit?«

»Das weiß ich nicht«, flüsterte er. »Aber das ist einfach so. Sie sind da, und sie lassen mich nicht schlafen.«

Die Frau preßte die Lippen für einen Moment zusammen. Die Antwort hatte sie befürchtet, aber nicht direkt erwartet. Sie kannte die Geschichte. Der verdammte Fluch aus der Vergangenheit nahm allmählich Formen an. Und er würde sich bis zum bitteren Ende hin durchsetzen, das stand für sie fest. Und dann würde auch ihr Kind…

Nein, nur nicht daran denken. Um alles in der Welt nur nicht daran denken. Das ist alles nicht so. Das darf nicht so sein. Gott wird schon ein Einsehen haben. Der Teufel darf nicht noch einmal gewinnen. Heute lebten andere Menschen, die finstere Vergangenheit war vorbei, aber sie gestand sich auch ein, daß sie in der heutigen Zeit einfach zuwenig taten. Sie stemmten sich nicht dagegen. Sie waren ebenfalls zu feige.

Sie ließen alles geschehen. Sie blieben in Paxton. Sie flohen nicht, wie es vielleicht hätte normal sein können. Nein, sie blieben da und schauten zu, wie eine unheimliche Kraft ihre Kinder der Reihe nach übernahm, um sie zu einem schrecklichen Ziel zu führen. »Muß ich sterben, Mum?« Die Worte waren leise gesprochen worden, aber sie erwischten die Frau doch sehr hart. Helen Goldman krampfte sich zusammen. Der plötzliche Schweißausbruch machte ihr zu schaffen. »Was ist denn, Mummy?«

Helen mußte schlucken. »Nichts weiter, David, wirklich nichts.« Sie strich über ihre Stirn. »Mir ist nur etwas warm geworden, verstehst du?«

»Das sehe ich. Aber ich habe dich auch etwas gefragt.«

»Ich weiß.«

»Warum kriege ich keine Antwort?«

Helen beugte sich vor und zur Seite. Sie umklammerte ihren Sohn mit beiden Armen. »Nein!« flüsterte sie hart. »Du wirst nicht sterben, David. Nicht du. Nicht mein Sohn. Ich werde es nicht zulassen, verstehst du? Ich werde um dich kämpfen. Du wirst keine Beute des Todes, das verspreche ich dir.« Sie schloß für einen Moment die Augen und konzentrierte sich auf den warmen, aber dennoch unnatürlich steifen Körper ihres Sohnes. In ihm pulsierte das Leben wie ein Strom, und sie würde nicht zulassen, daß dieser Strom versiegte.

Als sie David wieder losließ, atmete er tief durch. »Du hast mich richtig stark gedrückt, Mum.«

»Ja, ich weiß.«

»Und was ist, wenn ich doch…?«

»Psssst!« Die Frau legte einen Zeigefinger auf die Lippen ihres Sohnes.

»Jetzt nicht mehr reden, Liebling, bitte nicht sprechen. Es kommt alles in Ordnung.«

»Ich weiß nicht…«

»Doch, David, doch, denn ich lasse dich nicht mehr allein. Ich schlafe ab heute in deinem Zimmer. Ist das okay?« Sie schaute ihren Sohn an, um eine Reaktion sofort erkennen zu können.

David lächelte. »Ehrlich, Mummy? Willst du das tun?«

»Ja.«

»Das ist toll.«

»Daddy hat die aufklappbare Liege schon hier oben in den Flur gestellt. Das geht alles in Ordnung…«

»Wo ist er denn?«

»Er besorgt noch etwas.«

»Er bleibt aber im Haus - oder?«

»Ja.«

»Gut, Mum.«

Helen Goldman stand auf. Sie schaute zu, wie sich ihr Sohn wieder zurücklegte und seinen Hinterkopf auf das Kissen drückte. Er lächelte dabei so abwesend und verloren, als sollte dieses Lächeln kein Ziel mehr finden.

»Es dauert nicht mehr lange, bis es dunkel wird«, sagte sie und gab David einen Kuß. »Ich komme nach dem Essen.«

»Ja. Auch Daddy?«

»Später wird er nach dir schauen. Er trifft sich mit einigen Männern am heutigen Abend. Sie haben noch etwas zu besprechen.«

»Sag ihm, daß ich ihn lieb habe.«

»Das werde ich auf jeden Fall, mein Kleiner.« Sie stand auf. »So jetzt muß ich gehen. Bis gleich. Bis gleich.« Sie küßte David auf die Stirn und schritt zur Tür, den Blick dabei schräg zur Seite gerichtet, damit sie den Jungen noch sehen konnte.

»Mummy, noch eine Frage.«
»Ja bitte.«
»Ist morgen wirklich Weihnachten?«
Helen Goldman blieb stehen und atmete scharf ein. Für einen Moment fühlte sie sich schwindlig, und sie merkte auch, wie der Boden unter den Füßen leicht schwankte. »Ja«, bestätigte sie dann. »Morgen ist der Heilige Abend. Er beginnt um Mitternacht.«
»Bis dahin bin ich aber nicht gesund - oder?«
»Nicht ganz, David.«
»Hast du schon die Geschenke?«
»Ich denke schon.«
»Was ist es denn?«
Helen legte einen Finger gegen ihre Lippen. »Das wird nicht verraten«, sagte sie dann. »Aber du darfst dich freuen.«
»Das tue ich auch.«
Helen schluckte. Sie hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Dann schüttelte sie den Kopf und verließ mit hastigen Schritten das Zimmer. Die Tür fiel hinter ihr zu, und die Augen des Jungen blieben noch auf sie gerichtet.
Er hörte sehr wohl, daß seine Mutter draußen weinte, und er wußte auch, daß es seinetwegen geschah. Die Eltern hatten Angst. Sie bangten um ihn. Sie wußten, daß es gefährlich werden konnte, und er wußte es auch.
Die Schritte seiner Mutter erklangen auf der Treppe. David blieb zurück in der Stille des Zimmers. Er dachte an seine Freunde, denen es nicht anders erging als ihm, und er fragte sich, ob auch sie die seltsamen Erlebnisse gehabt hatten.
Diese flüsternden Stimmen, die so hell, so schrill und so anders waren.
Keine richtigen Menschenstimmen. Eher die von anderen Wesen. Von Geistern oder so… Und morgen war der Heilige Abend. David wurde es beinahe übel, als er daran dachte. Er spürte, wie er anfing zu zittern.
Mit offenem Mund holte er Luft, um sich zu beruhigen. Hinter der Stirn pochte es, und dieses Pochen breitete sich in seinem gesamten Kopf aus, so daß es ziemlich schmerzhaft wurde. Er legte seine Hände gegen die Stirn, blieb ruhig liegen und erreichte tatsächlich einen Erfolg, denn das Pochen hörte auf.
Still blieb es aber nicht. Er hörte etwas anderes. Stimmen?
Nein, diesmal nicht.
David richtete sich auf. Er warf einen Blick auf das Fenster, denn er konnte sich vorstellen, daß die ungewöhnlichen Geräusche dort irgendwo ihnen Ursprung hatten.
Wäre das Zimmer nicht so gut geheizt gewesen, hätte sicherlich eine

Schicht aus Eis vor dem Fenster gelegen, so aber war das Glas eisfrei, und der konnte hinausschauen.

Es war nichts zu sehen.

Dennoch war jemand da.

Er wußte es genau.

David spürte es so intensiv, daß über seinen Körper ein leichter Schauer rann. Jemand war da und beobachtete ihn. Aber jemand, den er nicht sah. Er konzentrierte sich und ließ dabei den Mund offen. Seine Finger hatte er in das Bettlaken gekrallt, als wollte er es von der Matratze reißen.

»Kommt doch!« flüsterte er. »Kommt doch zu mir, wenn ihr etwas von mir wollt. Los, kommt…«

Sie kamen nicht.

Aber sie waren da.

Denn er hörte sie.

Diesmal anders, denn sie sangen.

Und sie sangen ein Lied, das auch er kannte und sehr oft zu Weihnachten gesungen hatte.

»Christmas Day is Coming…«

***

David Goldman saß in seinem Bett, als hätte ihn die Kälte zu Eis erstarren lassen. Er konzentrierte sich auf den Gesang, auf die Stimmen, und er versuchte dabei, jemanden zu sehen.

Nein, da war nichts.

Aber das Lied war da. Es umschwebte ihn. Er hörte immer wieder denselben Refrain. Sie sangen es im Chor, nur war es für David kein richtiger Chor, denn er hörte sich anders an. Da war nicht so ein großes Durcheinander, denn diese Stimmen hatte niemand trainiert. Sie sangen immer weiter, schrill und auch kreischend. Mal lachten sie dabei, und es hörte sich schadenfroh an, wie bei jemandem, der endlich etwas erreicht hatte, auf das er schon lange hatte warten müssen.

»Christmas Day is coming…«

Immer wieder und immer anders. Mal langsamer, dann schneller, mal höher, mal tiefer und in unterschiedlichen Rhythmen.

David kam nicht mehr zurecht. Er saß noch immer an derselben Stelle im Bett und schaute sich um, da die Stimmen aus unterschiedlichen Ecken zu kommen schienen.

Sie umtanzten und umkreisten ihn. Sie wurden lauter, dann wieder leiser, aber ihnen blieb der böse Unterton erhalten.

Seine Schwäche hatte der Junge vergessen. Er hockte im Bett und schaute sich um. Dabei drehte er sich sogar, ohne den Platz zu verlassen. Er holte scharf Luft. Abgehackt klang sein Atmen. Er wollte

auch etwas sagen, aber er kriegte keinen Ton heraus.
Die Stimmen blieben. Die Stimmen sangen. Sie sägten als schrille Laute in seine Ohren hinein und malträtierten ihn, als wollten sie den Inhalt seines Kopfes in Stücke schneiden.
Mit dem Begriff Folter konnte der Zehnjährige nichts anfangen. Was er allerdings im Bett sitzend und allein in seinem Zimmer erlebte, das kam einer Folter gleich.
Tränen rannen über sein Gesicht. Er stöhnte leise. Er wollte nach seiner Mutter rufen. Es war nicht zu schaffen. Etwas drückte ihm die Kehle zu.
Sein Mund bewegte sich. Die Zähne schlugen aufeinander und hinterließen klappernde Geräusche. David bewegte fahrig seine Hände, als könnte er die unheimlichen Sänger doch irgendwo zu fassen bekommen, was aber nicht möglich war.
Die Stimmen sangen weiter. Dazwischen hörte er das böse Gelächter.
Es war verrückt. Sie sangen über Weihnachten, aber es hörte sich an, als wäre dieses Lied dem Teufel geweiht.
Die Angst steigerte sich. David schüttelte den Kopf. Er schloß die Augen, die Stimmen hörten sich danach nur noch lauter an. Er bewegte sich hektisch in seinem Bett, bis er sich herumwarf, in Bauchlage geriet und das Gesicht in den Kissenberg drückte, so tief, daß selbst seine Ohren davon abgeschirmt wurden.
Er konnte und wollte die verdammten Stimmen nicht mehr hören. Sie machten ihn fertig. Sie quälten ihn. Sie zeigten ihm nur, wie schwach er war.
Das Lied hatte er immer gern gehört, oft gesungen, aber jetzt nicht mehr.
Er hatte so schreckliche Angst. Sie hockte in ihm. Sie peitschte ihn hoch.
Sie würde nicht weichen, aber sie würde schlimmer, viel schlimmer werden, das wußte er.
David hatte sein Gesicht so tief in das Kissen hineingedrückt, daß er kaum noch Luft kriegte. Und das hatte Folgen. Was da in seinem Kopf hämmerte, konnten die Echos der eigenen Herzschläge sein, aber genau wußte er das auch nicht.
Endlich stemmte er sich aus dem Kissen.
David blieb auf dem Bett knien. Den Mund hatte er weit aufgerissen, und er saugte die Luft ein, als wäre sie das Kostbarste auf der ganzen Welt.
Daß er nicht normal atmete, fiel ihm nicht auf. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und dem, was er durchlitten hatte.
Der Gesang, er…
Nein, er war nicht mehr da!
Plötzlich erstarrte der Junge mitten in der Bewegung, wie jemand,

der etwas Bestimmtes nicht glauben kann. Aber es war eine Tatsache. Die Stimmen sangen nicht mehr. Um ihn herum war es wieder still geworden, so unnatürlich still.

Er hörte nur sich und seinen heftigen Atem, aber die Umgebung blieb ruhig. Niemand hatte das Zimmer betreten. Weder ein Mensch noch ein Geist. Er war wieder allein, und so fühlte er sich auch.

Dem Fenster drehte David den Rücken zu. So blieb es auch in den folgenden Sekunden, bis er sich endlich dazu überwinden konnte, die Lage zu verändern.

So recht traute er dem Frieden nicht. Er konnte sich vorstellen, daß die anderen noch da waren und sich jetzt auch anders bemerkbar machen würden.

Zuerst drehte er den Kopf. Blickte nach rechts, dann nach links gegen die Wand, aber auch dort konnte er nichts sehen. Die Geister schienen das Zimmer verlassen zu haben. Erst nach einer gewissen Zeit begriff er sein Glück und atmete tief durch.

Der Spuk war weg. Er lebte noch, aber er zitterte und spürte den Schweiß an jeder Stelle seines Körpers. Da ging ein feuchter Fleck in den anderen über, so daß es kaum eine Stelle gab, die noch trocken war. Und der Stoff des Schlafanzugs klebte ebenfalls fest, aber daran wollte er jetzt nicht denken.

Der Schweiß wurde kalt. David fror und war froh, wieder unter die Decke kriechen zu können, die er dann bis zum Kinn hin in die Höhe zog.

So schaute er nach oben hin, wo auch sein Hubschrauber hing. Das dünne, aber starke Band war so gut wie nicht zu sehen. Deshalb sah es für David auch so aus, als schwebte der Hubschrauber frei in der Luft, ohne von irgend etwas gehalten zu werden.

Sein Lieblingsspielzeug. Immer wenn er es sah, hatte er sich gefreut. Er bedeutete ihm so viel. Er war zu einem Freund geworden, und auch jetzt sollte der Anblick dafür sorgen, daß sich David einigermaßen beruhigte.

Das Herz schlug noch immer schnell. Es würde dauern, bis es sich normalisiert hatte, und David merkte wieder, wie die Schwäche in seinen Körper kroch. Vorhin, als er sich heftig bewegt und dabei gekniet hatte, da war ihm diese nicht bewußt geworden, nun aber kehrte die alte Lethargie zurück. Daran konnte auch der Anblick des Hubschraubers nichts ändern. Er blieb liegen.

Er schaute schräg in die Höhe.

Dann senkte er den Blick und ließ ihn über sein Bett schweifen. Dort war das Licht versickert, aber grau war der Boden noch immer, und auf ihm malten sich an einer bestimmten Stelle Streifen ab.

Das war der Schatten des Hubschraubers, wobei besonders die Rotorblätter zu erkennen waren.

Er kannte dieses Bild, das sich auch veränderte, je nachdem wieviel und wie das Licht durch die beiden kleinen Fenster fiel.

Auch jetzt veränderten sie sich.

Aber anders als sonst.

Sie bewegten sich.

Der Junge erschreckte sich so stark, daß er den Mund nicht mehr schloß, und er spürte, wie stark er zitterte, wieder drängte sich ein Hitzestoß in ihm hoch, wieder trat der Schweiß auf seine Stirn, und wieder schlug das Herz schneller als gewöhnlich. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, schaute noch einmal hin und mußte einsehen, daß er sich nicht geirrt hatte.

Noch immer drehten sich die Blätter. Nicht ein Geräusch war dabei zu hören.

David zitterte. Er traute sich nicht, den Kopf zu heben und zur Decke zu schauen.

Noch nicht, aber er wußte, daß er es irgendwann tun würde, und er überwandt sich auch.

Sein Spielzeug hing noch unter der Decke. Es schaukelte hin und her, weil sich die Blätter über dem Dach drehten und dieses Schaukeln verursachten.

David begriff nichts mehr. Er konnte nur staunen. Aber er wußte auch, daß so etwas nicht normal war. Totes Spielzeug erwachte nicht einfach zum Leben. So etwas gab es nicht.

Aber Geister gab es auch nicht -oder?

Und trotzdem drehten sich die Rotoren.

Und das nicht mal langsam, sondern immer schneller. Die Drehungen sorgten für eine noch stärkere Unruhe der Maschine. Sie wollten nicht aufhören. Der ziemlich große, dunkle Hubschrauber bewegte sich hektisch, zu hektisch und zu schnell, und es konnte gefährlich werden, wenn er fiel.

Noch hielt er.

Aber er schwang stärker. Mal nach rechts, dann nach links, und auch die Rotorblätter drehten sich schneller. David hörte sogar die von ihnen verursachten Geräusche, wenn sie durch die Luft schnitten, und er hörte noch mehr.

Der Gesang war wieder da.

Noch lauter, noch schriller und hektischer.

»Christmas Day is coming…«

»Nein!« schrie David. »Nein, ich will es nicht mehr hören. Nein, nein, nein…«

Der Junge glaubte, laut geschrien zu haben. Es war nicht mehr als ein Röcheln.

Und dann riß urplötzlich das Band!

***

Ich hatte Brett McCormick nicht bis zu seinem Haus gefahren, sondern in den Ort, weil er noch einige Besuche vorhatte, wie er auch beim Aussteigen noch nachdrücklich erklärte. Den Weg zum Pfarrhaus hatte er mir beschrieben, und als er den Rover verließ, stieg ich ebenfalls mit aus.

Der große Weihnachtsbaum stand nicht weit entfernt. Seine Lichter erhellten das Grau des allmählich schwindenden Tages, aber sie kamen mir längst nicht mehr freundlich und nett vor. Es waren Lichter ohne Hoffnung, sie leuchteten kalt, als wollten sie irgendwelchen Dämonen oder Teufeln heimstrahlen.

Der Baum war auch nicht weiter geschmückt worden. Weder Kugeln noch Girlanden füllten die Lücken zwischen den grünen Zweigen aus, die sich im leichten Wind bewegten.

»Wollten Sie hören, John, ob die Stimmen noch da sind?«

»Ja, das hatte ich gedacht.«

McCormick schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber. Die singen nur, wenn es ihnen Spaß macht.«

»Das Gefühl habe ich allmählich auch.«

»Aber sie sind da!« sagte McCormick über das Autodach hinweg.

»Darauf können Sie Gift nehmen. Sie bleiben, sie verschwinden nicht mehr, denn morgen haben wir den Heiligen Abend, und ich denke mir, daß es für sie und für uns alle ein besonderes Weihnachtsfest wird.« Er hob einen Finger. »Wir sollten auch nicht vergessen, daß der Heilige Abend um Mitternacht beginnt. Es wäre nicht mal überraschend, wenn es schon um diese Zeit losgehen würde.«

»Meinen Sie damit die Rückkehr der toten oder verlorenen Kinder?«

»Was sonst?«

Ich runzelte die Stirn. »Noch haben wir einige Stunden Zeit. Vielleicht können sie gestoppt werden.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ich bin zumindest gespannt darauf, was mir der Reverend erzählen wird.«

»Ja, das dürfen Sie auch, John. Aber machen Sie sich keine zu großen Hoffnungen.« Er stieß sich vom Dach des Rovers ab, um zu gehen.

»Und wo treffe ich Sie?«

»Wenn ich nicht in meinem Haus bin, versuchen Sie es in der Golden Goose.«

»Okay.«

McCormick nickte mir noch einmal zu. »Viel Glück für uns beide, John.«

»Danke.«

McCormick verließ mich. Ich schaute ihm noch nach, bis er den Gehsteig auf der anderen Seite erreicht hatte. Dann setzte ich mich wieder in den Wagen und fuhr los.

Es hatte sich nichts verändert. Auch weiterhin hielt die Einsamkeit den Ort Paxton gefangen. Im Freien waren kaum Menschen zu sehen, und die parkenden Autos hatten eine Haut aus Reif oder Eis bekommen.

Die Kirche war nicht zu übersehen, und das Pfarrhaus lag von dort nicht weit entfernt. Dort hoffte ich, auf Grace Felder zu treffen, die mir bei meinen Nachforschungen zur Seite stehen würde, wenn es mir gelang, sie zu überzeugen. Damit rechnete ich, denn Grace war eine Person, die lange genug außerhalb von Paxton gelebt hatte, um gewisse Dinge neutral beurteilen zu können.

Ich konnte auf der Hauptstraße bleiben. Geschäfte sah ich in dieser Gegend nicht mehr. Nur Wohnhäuser, die relativ niedrig waren und große Dächer hatten, als sollten dort die Sorgen und die Angst der Bewohner abrutschen.

Vor einem Pub sah ich einen Mann, der sich nur schwankend auf den Beinen hielt. Im aus dem Fenster fallenden Lichtschein sah er aus wie ein gelbes Gespenst.

Um die Kirche zu erreichen, mußte ich nach links ab, wo der Weg dann anstieg und nicht mehr von Häusern begleitet wurde, sondern eine freie, ackerartige Fläche durchschnitt. Der Blick auf die Kirche war frei, ebenso der auf den kleinen Friedhof. Die Gräber sah ich nicht, denn eine Mauer nahm mir den Blick.

McCormick hatte mir erklärt, daß ich rechts an der Kirche vorbeifahren mußte, um das Pfarrhaus zu erreichen, das ungewöhnlich groß war. Ich sollte mich nicht darüber wundern. Weshalb es in dieser Größe errichtet worden war, darüber hatte er sich nicht näher ausgelassen.

Kein Licht strahlte gegen die Mauern der Kirche. Sie lag dunkel und abweisend an der linken Seite, als ich langsam an ihr vorbeirollte. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß es hier auch keinen Weihnachtsbaum gab, dessen Lichter ein Zeichen der Hoffnung setzten.

In der Umgebung vieler Kirchen leuchteten diese Bäume, hier allerdings nicht. Als wollte man der tiefen Dunkelheit Vorschub leisten.

Unter den Reifen war der Boden hart gefroren. Manchmal schaukelte der Rover auch über irgendwelche Unebenheiten hinweg. Im Scheinwerferlicht erschien an der linken Seite der Kirche eine nicht sehr hohe Mauer, die allerdings das Grundstück umgab, das zum Pfarrhaus gehörte. Dort endlich sah ich Licht. Ich fuhr so weit, bis ich den Durchbruch in der Mauer sah. Es war ein Tor, aber es war schon seltsam, denn es war so gebaut wie die Brücke am Ortseingang. Der geschwungene Bogen wirkte wie ein Dach oder wie der Aufbau einer Brücke, nur daß dieser hier aus Stein bestand.

Ich fuhr den Rover auf den Innenhof. Dort stand ein kleines Auto. Ein zweisitziger Fiat, feuerrot.

Sicherlich gehörte der Wagen Grace Felder. Ich parkte meinen Rover nicht weit davon entfernt, stieg aus und nickte dabei, denn jetzt konnte ich das Pfarrhaus zum erstenmal in voller Breitseite sehen, und das war wörtlich zu nehmen.

Brett McCormick hatte nicht übertrieben. Dieses Pfarrhaus war schon übergroß. Aber es war beinahe so düster wie das Gotteshaus, was an den dunklen Außenmauern lag.

Und doch gab es Licht.

Nicht in der ersten Etage. Dort wirkten die Fenster nach wie vor wie düstere, gefrorene Teiche. Unter ihnen und nicht weit von der Eingangstür entfernt, zu der auch eine breite Treppe mit drei Stufen hochführte.

Ich behielt die hellen Fenster im Auge. Eine Bewegung sah ich nicht.

Das mochte an den Vorhängen liegen, die von innen zugezogen waren.

Die Treppe war mit Moos bewachsen, in das sich Eis hineingedrückt hatte. So waren die Stufen glatt geworden.

Ich konnte mich zwischen einer normalen Klingel und einem altmodischen Klopfer entscheiden. Bevor ich mich entschieden hatte, wurde die Tür geöffnet.

Grace Felder hatte sie aufgezogen, schaute mich an und nickte mir zu.

»Kommen Sie bitte herein.«

»Gern. Das hört sich an, als hätten Sie mich erwartet.«

»Das habe ich auch.«

Sie gab mir den Weg frei. Ich trat mir die Schuhe ab und stellte fest, daß sich Grace umgezogen hatte. Sie war jetzt ganz in Schwarz gekleidet.

Von geschnürten Schuhen über die Hose bis hin zum Pullover.

Im Haus war es nicht sehr warm. Grace und ich standen in einer sehr großen Diele, die schon einer Halle glich. Dunkle Stühle mit hohen Lehnen gruppierten sich um einen ovalen Tisch, der im Licht mehrerer Lampen stand.

Es war kahl in dieser Umgebung. Keine Blumen schauten aus irgendwelchen Vasen hervor. Die Konsolen waren ebenfalls leer. Nicht eine Kerze stand dort, und auch einen weihnachtlichen Tannenschmuck suchte ich vergebens.

Grace Felder war aufgefallen, wie erstaunt ich mich umgeschaut hatte.

Mit leiser Stimme sprach sie mich an. »Sie haben etwas anderes erwartet, nicht wahr?«

Ich hatte meinen Blick von der breiten Treppe genommen und nickte

ihr zu. »Ja, das hatte ich. Es ist nicht das erste Pfarrhaus, das ich betrete, aber es ist zumindest das größte, das ich kenne. Und auch seine Einrichtung überrascht mich.«

Sie hob die Schultern. »Hier hat sich nichts geändert. Schön ist es nicht, und es wird auch nicht mehr schön werden, wenn ich das mal so sagen darf. Dafür sorgt schon mein Vater.«

»Ist er so puritanisch veranlagt?«

»Das kann man wohl sagen. Das Leben ist für ihn die Minimierung auf die rein wichtigen Dinge. So jedenfalls habe ich ihn früher erlebt, und es hat sich nichts geändert. Aber glauben Sie nur nicht, John, daß er deshalb freundlicher geworden wäre.« Sie lachte und hakte mich unter.

»Da haben Sie recht. Aber kommen Sie, wir wollen hier nicht stehenbleiben.«

»Wo führen Sie mich hin?«

»In mein Zimmer.«

»Und weiter?«

»Wir werden sehen«, erwiderte sie und lächelte mir zu. »Ich bin mir sicher, daß Sie nicht nur als Besucher hergekommen sind oder als jemand, der sich zufällig verirrt hat. Sie wirken wie ein Mensch, der ein genaues Ziel vor Augen sieht.«

»Ist das nicht bei jedem von uns so?«

»Bei den meisten schon.«

»Eben.«

Wir waren auf eine ebenfalls dunkel gestrichene Tür zugegangen, die offenstand. Sie lag im Schatten der Treppe, und hinter ihr befand sich das Zimmer der Pastorentochter.

Grace ließ mich eintreten und sagte nur. »Hier habe ich meine Kindheit und meine Jugend verbracht. Schauen Sie sich nur um, John.«

Das tat ich. Dunkle Möbel. Zwar wertvoll, auch wegen ihrer Schnitzereien und der gedrechselten Säulen an Bett und Schrank, aber für ein Kind oder eine Jugendliche war das nichts.

»Sind Sie hier nicht schwermütig geworden?« erkundigte ich mich.

»Nein, ich kannte ja nichts anderes. Irgendwann hatte ich mich daran gewöhnt, wobei ich hier mehr Platz hatte als alle anderen Kinder im Dorf, die mit mir zusammen aufgewachsen sind.« Sie deutete auf eine Couch, die mehr ein Kastenmöbel war und vor einem Tisch stand. »Legen Sie ab und setzen Sie sich. Im Stehen plaudert es sich nicht so gut. Ich habe auch etwas zu trinken. Was nehmen Sie?«

»Etwas Warmes.«

»Whisky wärmt auch.«

»Da haben Sie recht.« Ich zog meine Jacke aus, während sich Grace um die Getränke kümmerte. Im Licht der zwei Stehlampen wirkten die

hohen Fenster irgendwie wolkig.

Die Sitzfläche war nicht eben weich, aber das hätte auch nicht gepaßt.

Bevor Grace die Drinks servierte, entzündete sie noch zwei Kerzen und stellte sie auf den Tisch. Der Flackerschein brach sich in den Gläsern und tanzte auf der Oberfläche der Getränke. Sie hatte sich neben mich gesetzt, die Beine übereinandergeschlagen und schaute mich an.

»Cheers!«

»Ja, auf Ihr Wohl!«

Wir tranken, und ich stellte fest, daß der Whisky zur höheren Preisklasse gehörte. Als Grace ihr Glas auf den Tisch stellte, fragte sie: »Haben Sie jetzt erreicht, was Sie wollten, John?«

»Das kommt darauf an.«

»Sie sind erst einmal hier.«

»Das kann ich nicht leugnen.«

»Und auch mich wollten Sie wiedersehen.«

»Stimmt ebenfalls.«

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. »Aber es ging Ihnen im Prinzip nicht um mich, sondern mehr um meinen Vater. Ich war gewissermaßen das Mittel zum Zweck - oder?«

»Nein, so dürfen Sie das nicht sehen.«

»Wie dann?«

»Es war wirklich ein Zufall, daß wir uns trafen, und ich habe Sie als den einzigen Lichtblick in diesem Ort angesehen.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Gern. Ich kann mir vorstellen, daß Sie Paxton mittlerweile mit den Augen einer Fremden ansehen…«

»So ähnlich«, gab sie zu.

»Und da sind Sie mir eben aufgefallen, Grace. Ich habe nicht viele Bewohner gesehen, bei Ihnen aber hatte ich den Eindruck, daß Sie anders sind, als die übrigen Bewohner.«

»Da haben Sie nicht falsch gelegen. Ich könnte hier nicht mehr leben, und ich bin auch nur hergekommen, um das Weihnachtsfest mit meinem Vater zu verbringen.«

»Haben Sie ihn schon gesprochen?«

Sie senkte den Kopf. »Das habe ich.«

Die Bewegung und so wie die Antwort gegeben worden war, hatten mir nicht gefallen. »Begeistert hört sich das nicht an.«

»Das ist es auch nicht gewesen.«

»Was stört Sie? Der Vater? Oder bereuen Sie allgemein, überhaupt nach Paxton gekommen zu sein?«

Sie hob die Schultern. »Vielleicht beides, John.«

»Können Sie mir das näher erklären?«

»Nein.«

Die Antwort hatte mir etwas zu hart geklungen. »Moment mal, was soll das bedeuten?«

Sie nahm ihr Glas und schaute hinein. »Ich denke, daß Sie es nicht begreifen würden, John. Es gibt manchmal Dinge, die muß man für sich behalten. Da haben andere Menschen nichts damit zu tun. Besonders keine fremden Personen.«

»Hm. Das ist aus subjektiver Sicht verständlich, Grace. Aber manchmal ist es besser, wenn man mit Fremden über ein Problem spricht, weil diese mehr Abstand dazu haben.«

»Das könnte sein. Wobei es noch auf das Problem ankommt. Es gibt Dinge, die nicht so leicht zu begreifen sind.«

»Richtig. Wie dieser Fluch, der über Paxton lastet. Das haben Sie doch gemeint - oder?«

Für einen Moment schaute sie mich starr an. »Stimmt, John«, flüsterte sie. »Woher wissen Sie das?«

»Könnte es nicht sein, daß ich deswegen hier im Ort bin?«

Grace Felder schwieg. Sie schaute mich mißtrauisch und mit gerunzelter Stirn an, dabei trommelte sie mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte.

Schließlich fragte sie: »Wer, zum Henker, sind Sie?«

»Ein neugieriger Mensch.«

»Ja, das habe ich gemerkt. Woher aber wissen Sie, daß es in Paxton ein Geheimnis gibt?«

»Man hat es mir erzählt.«

»Wer? Mein Vater? Hat er mit Ihnen darüber geredet?«

»Nein, das hat er nicht, und er hat auch nicht über die Eintragungen in alte Kirchenbücher mit mir gesprochen. Es ist jemand anderer gewesen, der mich hergebeten hat. Ich werde Ihnen auch den Namen nennen. Es war Brett McCormick.«

»Der pensionierte Polizist!«

»Genau der.«

Grace schüttelte verwundert den Kopf. »Was hat er denn damit zu tun gehabt?«

»Er wollte endlich Klarheit haben«, sagte ich. »McCormick ist ein Mensch, der sich lange genug hier hat umschauen können, aber es nicht schaffte, den Dingen auf den Grund zu gehen, die ihren Ursprung in der Vergangenheit haben, aber bis in die Gegenwart hineinreichen.«

Grace hatte sich bei meinen Worten etwas von mir entfernt. »Und dann hat er sie angerufen?«

»So ist es.«

»Klarheit«, sagte sie und setzte sich steif und mir zugewandt hin. »Worüber hat sich McCormick denn Klarheit verschaffen wollen?«

»Über den Fluch. Über die getöteten Kinder. Über all das, was vor mehr als zweihundert Jahren geschah.«

Grace senkte den Kopf und hob zugleich die Schultern. »Das ist alles so schrecklich weit weg«, sagte sie nur.

»Nicht weit genug, denke ich. Es kehrt zurück. Morgen ist der Heilige Abend und da wird sich das Schicksal erfüllen.«

»Pardon. Welches Schicksal?«

»Das der Kinder.«

Sie starrte mich ungläubig an. »Wissen Sie überhaupt, was Sie da sagen, John?«

»Das weiß ich.«

»Aber ich nicht, tut mir leid. Ich habe den Eindruck, daß Sie die Vergangenheit mit der Gegenwart verwechseln. Damals ist etwas geschehen, das weiß ich. Davon hat man hier gesprochen. Es gibt kaum einen Ort, der nicht mit irgendeiner Geschichte oder Legende aufwarten kann, auch hier in Paxton, aber was hat das mit heute zu tun?«

»Vieles, sehr viel. Wissen Sie überhaupt, was damals geschehen ist, Grace?«

»Was man so weiß.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich weiß, daß Kinder starben.«

»Stimmt. Und weiter?«

Sie winkte ab. »Hören Sie doch auf damit!« Hastig räumte sie auf und blieb am Tisch stehen. »Was wollen Sie da nur aufwärmen? - Das ist alles längst vergessen.«

»Für die Menschen schon, nicht aber für die Hölle. Ja, Sie haben richtig verstanden«, sagte ich, als ich ihr abweisendes Gesicht sah, »für die Hölle.«

»Das stimmt doch nie und nimmer.«

»Doch ich habe den Eindruck, daß alle hier im Ort Bescheid wissen, einschließlich Ihres Vaters. Nur ist es leider so, daß bisher nichts dagegen unternommen wurde. Aber das wird sich ändern, denke ich mir. Diese Tat wird sich nicht wiederholen.«

»Sagen Sie mir doch, von welcher Tat Sie sprechen.«

»Von der Opferung der Kinder!«

»Bitte?« Sie bebte plötzlich.

»Ja, von der Opferung der Kinder. Vom Tod der Kinder, die dem Teufel geopfert wurden.« Jetzt hatte ich es gesagt und war gespannt auf Grace Felders Reaktion.

Zunächst tat sie nichts. Sie blieb unbeweglich, während sie sich auf der Tischplatte abstützte. Dabei starrte sie mich an wie einen Fremdkörper, der in ihr Reich eingedrungen war. »Was haben Sie da gesagt? Sind Sie sich dessen überhaupt bewußt gewesen, John? Diese

Ungeheuerlichkeit ist kaum zu übertreffen. Sie haben da Behauptungen aufgestellt, denen ich auf keinen Fall folgen kann.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das akzeptiere ich nicht.« Mit einem langen Atemzug beendete Grace die Antwort.

»Pardon, aber mir ist durchaus klar, was ich Ihnen gesagt habe. Es ist nicht einfach nur so dahingesprochen gewesen, die Tatsachen sind vorhanden. Kinder wurden dem Teufel oder irgendwelchen Dämonen geopfert. Hier aus Paxton. Es geschah vor mehr als zweihundert Jahren, und es soll sich wiederholen. Die Zeiten mögen sich geändert haben, auch das Umfeld der Menschen. Sie selbst aber sind gleichgeblieben.«

Grace Felder fehlten die Worte. Sie schaute starr nach unten. Ich merkte, wie sie versuchte, Argumente dagegen zu finden. Einige Male setzte sie zum Sprechen an, aber sie schaffte es nicht, auch nur einen Satz vernünftig hervorzubringen. Schließlich genehmigte sich die Tochter des Pastors noch einen Whisky. Danach hustete sie und drehte sich scharf zu mir um. »Was Sie mir da gesagt haben, John, das kenne ich. Ja, ich habe es auch gehört. Ich laufe nicht auf meinen Ohren. Die Leute hier sprechen hin und wieder davon. Es ist eine uralte Geschichte, mit der man uns als Kindern Furcht hatte einjagen wollen. Eine Legende, eine Sage, nichts weiter.«

»Meinen Sie?«

»Daran ist nichts wahr.«

»Die Leute hier denken anders darüber!« hielt ich ihr entgegen.

»Wieso?«

»Sie glauben daran, und die Anzeichen deuten darauf hin, daß sie sich nicht geirrt haben.«

»Wie lange sind Sie hier, John?«

»Einige Stunden.«

Grace reckte mir ihr Kinn entgegen. »Und dann sind Sie schon so gut darüber informiert, was die Leute denken? Das ist seltsam, da komme ich nicht mit. Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Brett McCormick.«

»Jaaa…«, sagte sie gedehnt und lachend. »Das kann ich mir denken, Mister. Dieser McCormick ist ein Mensch, der keine Arbeit mehr hat. Ich kenne ihn von früher her. Er hat seinen Job immer sehr gewissenhaft durchgeführt, daran gibt es keine Zweifel. Aber er wird es kaum überwunden haben, daß man ihn pensioniert und somit in die Wüste geschickt hat. Ich glaube nämlich nicht, daß er recht hat. Der Mann sieht irgendwo Gespenster, John.«

»Wenn das Ihre Meinung ist, kann ich nichts ändern. Aber möglicherweise kann uns Ihr Vater darüber nähere Auskünfte geben. Er muß ebenfalls informiert sein.«

»Woher wissen Sie das so genau?«

»Weil er die alten Kirchenbücher in seinem Besitz hat. Und ich denke, daß er hin und wieder dort hineingeschaut hat.«

»Weiß ich nicht!« erwiderte Grace schnippisch, bevor sie daranging, im Raum herumzuwandern. Sie atmete dabei scharf ein und aus, schaute mal durch das Fenster, drehte sich wieder um und fixierte mich.

Es kam mir so vor, daß diese Frau nicht unbedingt darauf erpicht war, daß ihr Vater und ich zusammentrafen, denn sie machte keinen Versuch, mich zu ihm zu bringen. Sie tat einfach so, als hätte sie die letzten Sätze überhört.

»Sind Ihnen die Veränderungen hier nicht aufgefallen, Grace? Haben Sie in Paxton Kinder auf der Straße gesehen?«

»Darauf habe ich nicht geachtet.«

»Schön, dann kann ich Ihnen sagen, daß sich keine Kinder an der frischen Luft aufhielten. Selbst dort nicht, wo der Weihnachtsbaum seinen Platz gefunden hat. Zumindest keine lebenden Kinder.«

Der letzte Satz hatte sie elektrisiert. »Was soll das denn schon wieder heißen?«

»Denken Sie nach.«

»Meinen Sie tote Kinder?«

Ich hob die Schultern und wiegte den Kopf. »Die Stimmen haben Sie nie gehört? Die Gesänge und…«

»Ach, reden Sie doch nicht solch einen Unsinn! Ich habe bisher viel von Ihnen gehalten, John, jetzt aber schnappen Sie langsam über. Ich denke sogar, daß es besser ist, wenn Sie jetzt gehen und mich hier allein lassen.«

Ich verstand ihr Verhalten nicht. Bei unserem ersten Treffen hatte sie anders reagiert. Da hatte sie mir sogar ein Zimmer im Pfarrhaus angeboten, nun aber tat sie so, als wäre ich ein lästiges Insekt, das sie loswerden wollte.

Warum hatte sie ihre Meinung geändert? Wußte sie mittlerweile mehr?

Hatte sie sich über gewisse Dinge erkundigt, während ich bei McCormick gewesen war? Einen anderen Grund für den Sinneswandel konnte ich mir nicht vorstellen. Möglicherweise wollte sie auch ihren Vater schützen, der wohl mehr wußte.

»Ich werde gehen, Grace, aber zuvor muß ich noch mit Ihrem Vater reden. Ob es Ihnen paßt oder nicht.«

»Es paßt mir nicht, wenn Sie es genau wissen wollen.«

Ich seufzte. »Das ist schlecht. Warum stellen Sie sich so hartnäckig gegen mich?«

»Das will ich Ihnen sagen. Weil ich das alles, was Sie mir erzählt haben, für Unsinn halte. Ja, für blanken Unsinn. So etwas kann es nicht geben.«

»Es ist verbrieft, daß die Kinder damals umkamen.«
»Ja, ja!« rief sie, »das mag alles sein. Aber das ist damals gewesen. Heute sieht es anders aus.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Grace. Da sind Sie wirklich auf dem falschen Dampfer. Weshalb lassen Sie mich nicht zu Ihrem Vater?«
»Er soll seine Ruhe haben. Es ist bald Weihnachten. Da hat er genug zu tun. Ich will nicht, daß Sie ihn stören. Außerdem ist er nicht mehr der Jüngste. Meine Eltern haben mich spät bekommen, und mein Vater ist fast siebzig.«
»Das alles ist kein Kriterium.«
»Für mich schon.«
»Grace, ich werde mit ihm reden müssen, auch wenn Sie sich dagegen sträuben.«
Sie blitzte mich an, und es sah aus, als wollte sie sich auf die Zehenspitzen stellen. »Hören Sie, John, ich kann nicht begreifen, daß Sie sich mir gegenüber so verhalten. Was, zum Teufel, gibt Ihnen eigentlich das Recht?«
»Ich erkläre es Ihnen«, erwiderte ich mit ruhiger Stimme. »Als wir uns zum erstenmal trafen, da waren Sie der Meinung, daß ich nicht nur zum Spaß in dieses Kaff gekommen bin. Damit haben Sie recht gehabt. Ich bin dienstlich hier.«
Sie staunte. In ihrem Gesicht zuckte es. Sie krauste die Stirn und ging dabei zurück. »Was haben Sie da gesagt? Dienstlich?«
»Ja.«
»Soll das heißen, daß Sie…?«
»Ich bin Polizist. Scotland Yard. Und der Kollege McCormick hat mich nicht grundlos gerufen.«
»Ach«, sagte sie leise und verengte dabei ihre Augen. »So ist das also. Sie sind ein Schnüffler, ein…«
»Nein, nein, kein Detektiv, sondern…«
»Das ist mir doch egal. Sie sind von der Polizei, und Sie kommen her, weil irgendeiner so einen Schwachsinn von sich gegeben hat. Haben Sie wirklich nichts anderes zu tun, als darauf zu hören, John?« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Das will mir nicht in den Kopf. Ich hatte vor der Polizei nie viel Respekt, jetzt aber noch weniger, wo ihre Beamten auf den senilen Quatsch eines Pensionisten hereinfallen.«
Allmählich fing ich an, mich über ihre Sturheit zu ärgern. Aber auch ich konnte stur sein. »Es tut mir leid, Grace, aber hier geht es um Dinge, denen ich auf den Grund gehen muß. Auch Sie werden mich nicht davon abhalten können, mit Ihrem Vater zu sprechen. Wenn Sie mich nicht zu ihm führen, muß ich ihn suchen. Aber ich werde nicht aufgeben, darauf können Sie sich verlassen.«
Sie senkte den Kopf. »Ich gehe mit.«

»Gut. Dann ist er hier?«

»Ja.« Noch immer hielt sie den Kopf gesenkt, was mich schon etwas wunderte.

»Ist etwas mit Ihrem Vater?«

»Warum?«

»Sie sehen aus wie jemand, der einen Menschen schützen möchte.«

»Ja, das will ich auch. Meinem Vater geht es nicht gut. Ich habe auch nur kurz mit ihm sprechen können. Er wollte allein bleiben, verstehen Sie das?«

»Sicher. Die Vorbereitungen für Weihnachten und so weiter. Er wird die Messen lesen müssen…«

»Ich weiß nicht, ob es das nur ist. Vielleicht haben Sie auch mehr Recht, als ich Ihnen zugestehen will. Jedenfalls hat sich mein Vater sehr verändert.«

»Auf welche Weise?«

»Angst?« murmelte sie und hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob es nur Angst ist. Oder auch ein Wissen über gewisse Dinge. Wer kann das schon sagen?«

»Wie haben Sie es denn festgestellt?«

»Ganz einfach, John. Er wollte, daß ich gehe.« Sie lachte schriller als normal. »Er wollte mich über Weihnachten nicht hier in seinem Haus haben. Es ist verrückt. Ich kann es nicht fassen. Ich hätte nie mit einer derartigen Reaktion gerechnet, aber es ist so. Er wollte seine eigene Tochter hinauswerfen.« Sie schloß die Augen und schüttelte den Kopf.

»Fassen kann ich das noch immer nicht. Aber ich werde auch nicht mehr gefragt. Ich bin hier eine Fremde und habe erleben müssen, daß mir der eigene Vater ebenfalls auf eine erschreckende Art und Weise fremd geworden ist.« Sie litt darunter, das war für mich zu sehen. »Wie ich das genau beschreiben soll, weiß ich selbst nicht, aber ich hatte den Eindruck, vor einem Fremden zu stehen und nicht vor meinem eigenen Vater. Können Sie das nachvollziehen?«

»Es ist nicht einfach, aber wenn ich mich mit den Umständen beschäftige und daran denke, was Ihr Vater unter Umständen wissen könnte oder müßte, dann ist das nicht so weit weg. Er hat Angst vor gewissen Dingen. Er ist jemand, der den Durchblick hat oder ihn schon immer hatte. Sicherlich hat er darunter gelitten, und er hat die Dinge auch stets weit von sich geschoben, aber es stimmt schon, daß er sich jetzt fürchten muß, wo das eingetreten ist, was vor mehr als zweihundert Jahren seinen Anfang und zugleich ein schreckliches Ende genommen hat. Ich weiß, daß die Kinder am Weihnachtstag in den Tod gingen. Damit war der Fluch nicht gelöscht, denn sie haben keine Ruhe finden können. Ihre Seelen geisterten tatsächlich ruhelos durch die Zwischenwelten, immer darauf bedacht und vorbereitet, an einem gewissen Tag zurückkehren zu können. Das weiß Ihr Vater. Er

kennt den Zeitpunkt. Er weiß sicherlich noch mehr. Er wird ebenso wie ich die Stimmen gehört haben. Er, McCormick und ich sind Wissende, und wir werden uns darauf einzustellen haben.«

Sie hatte mir gut zugehört, und Grace kostete es trotzdem Überwindung, zu nicken. »Ja, ich muß es wohl anders sehen, obwohl ich es kaum glauben kann. Aber das Verhalten meines Vaters mir gegenüber ist schon ungewöhnlich und befremdend gewesen. Allerdings habe ich mir gedacht, daß er einen schlechten Tag hat und unter Streß steht.«

»Das mag beides stimmen, Grace, bringt uns aber nicht weiter. Ich muß mit Ihrem Vater direkt reden und möchte Sie noch einmal bitten, mich zu ihm zu führen.«

Sie nickte. »Ja, es ist gut. Ich habe es gehört. Sie haben mich überzeugt. Gehen wir.«

»Er ist aber hier im Haus?«

»Sicher. In seinem Arbeitszimmer. In einem ebenfalls sehr großen Raum. Viel zu groß, John. Wie eigentlich alles hier zu groß ist für einen allein lebenden Menschen.« Sie ging mit gesenktem Kopf auf die Tür zu, und ich folgte ihr.

»Müssen wir nach oben?«

»Nein, nein, die Zimmer, von den Schlafräumen und Gästezimmern abgesehen, befinden sich hier unten.«

»Wie kommt es, daß dieses Haus so unverhältnismäßig groß ist?«

»Keine Ahnung. Es ist schon alt. Ich weiß nicht mal, wer es gebaut hat, und ich habe mit meinem Vater auch nie darüber gesprochen. Ich habe es hingenommen und mich auch in der Zeit, die ich hier verbrachte, wohl gefühlt.«

Wir hatten wieder den Vorraum betreten. Ich spürte den Temperaturunterschied sehr deutlich. Zwar war die Haustür geschlossen, dennoch drang eine gewisse Kälte von außen her in das Haus hinein. Es war schwer, einen so großen Raum zu heizen.

Draußen dämmerte es. Das schwächer werdende Tageslicht ließ die Umrisse zerfließen.

Grace Felder ging vor. Sie öffnete eine Tür, und wir gelangten in einen schmalen Flur. Eine Lampe spendete Licht, und mir fiel darin die helle Klinke besonders auf.

Grace war vor der Tür stehengeblieben und nickte mir zu. »Dahinter befindet sich das Zimmer meines Vaters.«

»Wollen Sie allein hineingehen und mich anmelden?«

Sie überlegte kurz, um dann den Kopf zu schütteln. »Das wäre wohl nicht gut«, erklärte sie. »Ich möchte sehen, wie er sich verhält, wenn Sie ihn mit Ihren Theorien konfrontieren.«

»Ja, warten wir ab.«

Grace klopfte kurz, wartete aber nicht ab, sondern öffnete direkt

danach die Tür.

In mir hatte sich eine gewisse Spannung aufgebaut. Zusammen mit einer Ahnung, denn ich konnte mir gut vorstellen, plötzlich etwas Fremdes zu erleben.

Für mich war Reverend Felder zu einer Schlüsselfigur in diesem Fall geworden.

Grace hatte die Tür aufgestoßen und war bereits in das Arbeitszimmer hineingegangen, das tatsächlich sehr groß war. Man konnte sich als normaler Mensch darin verloren vorkommen, und ich schaute mich auch ein wenig verwundert um.

Auf dem Boden lagen Teppiche, die den Schall dämpften. Hohe Regale, mit Büchern gefüllt, standen an der rechten Seite. Gegenüber sah ich eine Sitzgruppe bestehend aus vier dicken Ledersesseln. Im Raum stand der mächtige dunkle Schreibtisch, auf dem eine Lampe brannte.

Sie hatte die Form eines Pilzes.

Der Reverend saß zwar an seinem Schreibtisch, aber nicht davor, wie man es hätte erwarten können. Den Stuhl hatte er gedreht, und er selbst wandte dem Schreibtisch den Rücken zu, weil er starr auf die breite Wand schaute, an der ein mächtiges Bild hing.

Das Bild mußte wichtig sein, denn es wurde von zwei verschiedenen Seiten beleuchtet. Lichtarme, hell und breit, konzentrierten sich auf das Gemälde, als wollten sie jede Einzelheit daraus hervorholen. Der Reverend, von dem wir nur den Kopf sahen, weil er sich so tief in den Sessel gesetzt hatte, war so in die Betrachtung des Gemäldes versunken, daß er unser Eintreten nicht wahrgenommen hatte. Auch als wir näher herangingen, ließ er sich nicht stören.

Neben dem Schreibtisch blieben wir stehen. Grace an der rechten, ich an der linken Seite. Ich wollte mir das Bild natürlich genauer anschauen, als ich aus dem Augenwinkel die Bewegung wahrnahm. Grace Felder hatte sich kurz gedreht.

»Nie ist mir die Wichtigkeit des Bildes so deutlich gewesen wie heute, John«, sagte sie mit leiser Stimme. »Es ist auch ein Erbstück, und es ist knapp über zweihundert Jahre alt. Es ist unheimlich. Es paßt auch nicht in ein Pfarrhaus, meine ich, aber ich kenne es von Kindheit an.«

»Hat es auch einen Namen, einen Titel?«

»Ja«, bestätigte sie, und ich merkte, daß ihr die weitere Antwort schwerfiel.

»Es hat einen Titel. Es heißt: Die Welt der verlorenen Kinder…«

***

Das war ein Schock, obwohl ich irgendwo damit hätte rechnen müssen.

Ich reagierte kaum, sondern schaute Grace Felder nur an, die mit den

Tränen kämpfte.
»Verstehen Sie?«
»Irgendwo schon.«
»Okay, auch ich betrachte es jetzt aus einem anderen Zusammenhang, aber lassen Sie sich nicht stören, John. Schauen Sie sich das Bild gut an. Erst dann können wir es vielleicht gemeinsam interpretieren. Im Moment bin ich etwas geschockt.«
Das hatte ich mir gedacht, obwohl sie das Bild schon seit ihrer Kindheit kannte.
Es war wirklich eine Welt der verlorenen Kinder.
Wer es zum erstenmal betrachtete, so wie ich, dem fiel vielleicht nur die Landschaft auf. Ein grauer Boden, bedeckt mit Schneeresten, ein weiter Hintergrund, der in einen dunklen Himmel überging.
Nein, das war kein Himmel.
Das war ein Gesicht. Eine Fratze. Widerlich und monströs. Ein Maul, aus dem helles Licht strahlte. Augen, die ebenfalls so kalt glotzten und auf die Person, eine Frau, niederschauten, die sich in dem Gelände aufhielt, dem Betrachter den Rücken zudrehte und auf das Monster zuschritt.
Die Frau wirkte verloren inmitten der weiten Landschaft, aber sie ging auf das Monstrum zu. Das konnte ich ihrer Körperhaltung entnehmen.
Grace Felder räusperte sich, und ich verstand das Zeichen. Ich schaute sie wieder an.
Sie nickte mir zu. »Verstehen Sie jetzt mehr, John?«
»Nicht direkt…«
»Es ist die Welt der verlorenen Kinder. In sie sind sie damals hineingegangen.«
»Wenn Sie das sagen…«
»Es stimmt auch.«
»Was macht Sie so sicher?«
»Der Maler.«
»Ach.«
Grace schluchzte auf. Oder war es ein bitteres Lachen? So genau wußte ich es nicht. »Die Welt der verlorenen Kinder ist von einem Künstler gemalt worden, der Felder heißt. Verstehen Sie jetzt, John? Es war ein Felder, der diese Welt malte. Einer von uns, kann ich sagen. Einer, der genau Bescheid wußte. Ein Künstler, kein Priester, aber ein Felder. Und ein Felder muß auch mit den anderen Kräften in Verbindung gestanden haben. Vielleicht trug er auch einen Teil der Schuld an der Tötung der Kinder, die er in diese Welt hineingeschickt hat.«
»Nicht ganz, Grace. Dann wären Sie da noch zu sehen. Er hat eben nur die Welt gemalt.«

»Ja, mit einer Person.«
»Da haben Sie recht.«
»Es ist eine Frau, John. Wer ist sie?«
»Ich habe keine Ahnung.«
Grace lachte wieder glucksend auf. Dann ballte sie ihre Hände zu Fäusten und flüsterte: »Ich habe schon mal den Eindruck gehabt, daß ich dort abgebildet bin. Zwar bin ich nur von hinten zu sehen, aber ich könnte es sein - oder nicht?«
»Nun ja, ich weiß nicht so recht. Haben Sie nicht selbst gesagt, daß dieses Gemälde sehr alt ist? Über zweihundert Jahre? Wenn das stimmt, wie sollten Sie dann auf dieses Bild kommen?«
»Ja, das ist es, was mich auch irritiert und wiederum ein wenig hoffen läßt.«
»Nur die Kinder sind nicht zu sehen«, sagte ich. »Es ist einfach ihre Umgebung, ihre Welt, in der ein Monster hockte, das sie regiert. Die Welt der verlorenen Kinder, die möglicherweise von ihr geschluckt worden sind. Das müßte herauszufinden sein.«
»Ich sehe das anders, John. Es ist keine fremde Welt. Für mich ist es die Umgebung von Paxton, wie sie damals ausgesehen hat. Die Frau befindet sich in einer Mulde, und es kann durchaus der Platz sein, an dem die Kinder verschwunden sind.«
»Man sprach von einem Teich«, sagte ich.
»Ja, den gibt es doch. Den gab es auch damals schon, denke ich. Hier hat sich kaum etwas verändert. Es liegt dort noch Schnee, und so ist es durchaus möglich, daß der Teich von ihm verdeckt wird. Er kann sich zwischen der Fratze und der Frau befinden.«
»Ja, das ist nicht ausgeschlossen. Man hat die Kinder damals hier in dieser Welt ins Verderben geschickt und sie nicht durch irgendein Zeittor laufen lassen.«
»Und sie sind jetzt zurückgekommen?« fragte Grace leise.
»Gewissermaßen schon. Allerdings auf ihre spezielle Art und Weise. Man kann sie nicht sehen, man kann sie nur hören. Ihre leisen Stimmen, ihre Angst und Bedrückung. Ich habe es erlebt. Ich habe sie auch singen gehört. Sie waren da, und sie hielten sich dort auf, wo auch der Weihnachtsbaum stand. Es paßt schon einiges zusammen, denke ich.«
»Und auch das Bild«, flüsterte Grace Felder. »Ich frage mich nur, warum es gemalt worden ist.«
»Da können wir Ihren Vater fragen.«
»Meinen Sie, er hätte das Wissen?«
»Ohne weiteres. Ihr Vater kennt die Historie. Er hat sich mit ihr beschäftigt. Er weiß genau Bescheid, und er darf sein Wissen nicht länger für sich behalten.«
»Warum hat er mir denn nie etwas davon gesagt?«

»Weil er zuviel wußte, Grace, und Sie damit schützen wollte. Je mehr Mensehen über gewisse Dinge informiert sind, um so größer kann die Gefahr für sie werden. So zumindest sehe ich es, aber das ist noch Spekulation. Ich werde Ihren Vater jetzt ansprechen und…«

»Nein, John!« Der Ruf klang hektisch. »Bitte, tun Sie das nicht. Gehen Sie nicht zu ihm und sprechen Sie ihn nicht an. Er war so seltsam.«

»Was sollen wir dann tun?«

»Ich kann es übernehmen«, sagte Grace. »Ich werde den Anfang machen. Es ist mein Vater, und ich weiß auch, daß er leidet. Halten Sie sich bitte zurück.«

»Gut, wie Sie wollen.«

»Danke, John.«

Mir waren die Dinge nicht geheuer. Ich konnte selbst Grace nicht richtig einschätzen. Sie wußte einiges, aber hatte sie mir auch gesagt, was sie wußte? Hielt sie etwas zurück? Hatte sie nur einen Teil ihres Wissens preisgegeben?

Bisher hatten wir nicht viel von Reverend Felder gesehen. Nur den Hinterkopf.

Er hatte auch nicht auf unsere Unterhaltung reagiert und sich nicht mal bewegt, so daß mir zumindest schon ein schrecklicher Verdacht gekommen war.

Ich hielt mich an Grace's Anweisungen und ließ ihr den Vortritt. Sie fühlte sich ebenfalls nicht wohl in ihrer Haut, und sie schritt mit sehr vorsichtigen Bewegungen am Schreibtisch vorbei, ließ die Schmalseite hinter sich und schlug einen kleinen Bogen, um sich dann zwischen ihren Vater und das Bild zu stellen.

Ihr Gesicht war sehr fahl geworden. Übergroß wirkten die Augen. Sie zitterte auch, hielt die Arme halb erhoben und hatte ihre Handflächen gegen die Wangen gedrückt, als wäre sie in einem Schockzustand erstarrt.

Dann beugte sie sich vor.

Ich wartete noch und war nur zwei Schritte nach vorn gegangen, sah den Mann aber von der Seite.

Ein sehr blasses Profil. Scharf trat die Nase hervor. Das Haar lag flach auf dem Kopf und bildete weiße Streifen. Die Arme und Hände lagen nicht auf den Lehnen, der Reverend hatte sie in seinen Schoß gelegt und dabei auf eine Unterlage drapiert, die mir zuerst vorkam wie ein Brett, das dunkel gestrichen war.

Das war es aber nicht, sondern ein Buch mit schwarzem Einband. Wahrscheinlich eines der alten Kirchenbücher.

Obwohl seine Tochter jetzt direkt vor ihm stand, hatte sich der Reverend nicht gerührt. Er sah sie nicht, und auch ich mußte mich schon zur Seite drehen, um erkennen zu können, ob die Augen offen oder geschlossen waren.

Sie standen offen. Aber der Blick war leer. Er war nach innen gerichtet und schien sich tatsächlich in der Seele des Menschen verloren zu haben.

Grace Felder beugte sich ihrem Vater entgegen. Es kostete sie schon Überwindung, ihn anzusprechen, und sie hauchte ihn mehr an, als daß sie zu ihm sprach. »Vater - hörst du mich? Bitte, du mußt antworten, Vater, ich bin es doch - ich, Grace!«

Felder bewegte sich nicht. Mit keiner Geste gab er zu erkennen, daß er seine Tochter gehört oder gesehen hatte. Er blieb einfach nur in seinem Holzstuhl hocken, den Blick nach vorn gerichtet, auf das Bild, das er bestimmt nicht sah.

Grace wechselte den Blick und schaute mich an. »John, er rührt sich nicht. Er - kommt mir vor wie tot.«

Ich schüttelte den Kopf. »Versuchen Sie es noch einmal.«

»Ja, gut.« Diesmal trat sie näher an ihren Vater heran. So nahe, daß sie ihn anfassen konnte, sofort aber wieder zurückzuckte, als hätte sie einen Toten berührt.

»Was ist?«

Grace stand mit erhobenen Händen auf der Stelle. »Sein Hände sind so kalt…«

Ich wußte, was sie dachte. Bevor sie noch die Folgerung aussprechen konnte, war ich bei ihrem Vater und kümmerte mich um ihn. Auch ich faßte ihn an, aber meine Hände zuckten nicht zurück, denn ich kannte den Unterschied zwischen einem Toten und einem Lebenden. Dieser Mann hier war nicht tot. Er war nur unterkühlt, als hätte er lange Zeit draußen in der Kälte gesessen.

Sein Gesicht wirkte wie eine Maske aus Teig. Sehr bleich, mit blassen Lippen, und selbst aus den Pupillen war ein Großteil der Farbe gewichen, so daß auch sie leer aussahen.

»Was ist mit ihm?« hörte ich Grace fragen.

Ich drehte mich um. »Das weiß ich nicht genau. Tot ist er nicht.« Ich hatte es bereits an seinem schwachen Pulsschlag festgestellt. »Er steht unter Schock oder einem fremden Einfluß, und ich frage mich, was ihn dazu gebracht haben könnte.«

»Das Bild…?«

»Möglich. Obwohl ich es nicht genau nachvollziehen kann, denn er hat es schon oft genug in seinem Lehen betrachtet. Weshalb hat er jetzt einen Schock erlitten?«

»Es hat sich doch vieles verändert, John.«

»Das stimmt allerdings.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen mit ihm reden, dabei bleibt es.«

Grace Felder nickte. Sie war nahe an mich herangetreten, und ich sah, daß sich auf ihrer Haut ein Schauer festgesetzt hatte. »Es kann

auch etwas mit dem Buch zu tun haben, das auf seinen Knien liegt.«
»Ohne weiteres.« Leider verdeckten die Hände des Mannes die Schrift auf dem Umschlag. Ich ging davon aus, daß dort eine Jahreszahl zu lesen war.
Ich faßte zu und drückte die Hände so zur Seite, daß ich das Buch an mich nehmen konnte.
Die Jahreszahl 1786 fiel mir ins Auge. Auch Grace hatte sie gesehen.
»Ja, das ist das Jahr gewesen, John.«
»In dem die Kinder starben?«
»So hat es die Sage behauptet.«
»Okay, wir werden sehen.« Ich trat etwas zurück, um den nötigen Platz zu haben.
Dann schlug ich das Buch auf. Auch Grace schaute mir zu. Sie schrie leise auf, während ich Mühe hatte, einen Fluch zu unterdrücken, denn die Enttäuschung war bei uns beiden groß.
Es gab keinen Inhalt zwischen den Deckeln!
Da heißt, es gab ihn doch, nur hatte ihn der Reverend teilweise herausgerissen. Zwischen den normalen Seiten hingen zerfetzte Fragmente, angegilbt, dünn, löchrig, aber nicht mehr zu lesen.
Ich legte das Buch zurück auf den Schreibtisch. »Er hat die wichtigen Passagen entfernt«, sagte ich, »und das hat er sicherlich nicht grundlos getan.«
»Ja, das meine ich auch.« Grace schüttelte sich. »Aber warum hat er das getan?«
»Keine Ahnung.«
»Das glaube ich nicht.« Sie deutete auf das Bild. »Es muß damit zusammenhängen und auch mit dem Weihnachtsfest, das dicht bevorsteht. Wahrscheinlich stand dort zu lesen, was genau passieren wird, und mein Vater wird diese Seiten verbrannt haben.«
»Davon kann man ausgehen.«
Grace blickte mich aus großen Augen an. »Und was tun wir?« fragte sie leise.
»Nichts zunächst. Wir werden warten müssen, bis Ihr Vater wieder ansprechbar ist.«
Sie nickte. »Ja, das meine ich auch. Aber was sollen wir machen? Er steht unter einem Schock.« Sie deutete zuckend über das Gemälde, das an der Wand zwischen zwei Fenstern hing. »Ich könnte mir vorstellen, daß irgend etwas mit dem Bild passiert sein muß, was auch für den Zustand meines Vaters verantwortlich ist.«
»Ausgeschlossen ist das nicht«, gab ich zu. »Schauen Sie es sich doch einmal genau an. Was ist mit ihm? Sie kennen es doch? Hat es sich vom Motiv her möglicherweise geändert?«
»Das weiß ich nicht. Ich meine nicht.« Sie trat trotzdem näher an das Gemälde heran. Es sah so aus, als wollte sie es berühren, aber die

Hand zuckte rasch wieder zurück, noch bevor sie Kontakt bekommen hatte.

Ungefähr eine Minute ließ ich ihr Zeit, und Grace betrachtete das Motiv auch sehr intensiv. Dann drehte sich die Frau wieder um und hob die Schultern. Sie sah plötzlich so verängstigt aus, und selbst ihr Blick schien mehr nach innen zu dringen. So sah ein Mensch aus, der nachdenken wollte, aber nicht den richtigen Weg fand. »Und…«

»Nichts«, flüsterte sie. »Ich habe keine Veränderung entdecken können. Das Gesicht des Monstrums war schon immer da. Es hat sich nicht verändert. Die Augen sind noch immer so hell, das Maul auch, und es sieht noch immer so aus, als würde es aus den Wolken hervorwachsen und zugleich aus einem Stück Fels. Das ist schon komisch.«

»Aber etwas muß Ihren Vater dermaßen erschreckt haben, daß er in diesen Zustand geriet.«

»Ja, stimmt. Wobei ich mich frage, ob er das Buch vor-oder nachher zerstört hat.«

»Vorher, kann ich mir vorstellen. Er hat es zerstört und sich bestimmt mit dem Buch vor das Bild gesetzt, als wollte er ihm etwas präsentieren.«

»Was denn?«

»Da kann ich nur raten«, gab ich zu. »Es könnte der Versuch gewesen sein, ihm, dem Bild, zu zeigen, daß sich Ihr Vater bereit erklärt hat, sich nicht diesen brutalen Dingen zu beugen. Verstehen Sie?«

»In etwa.«

»Er wollte dagegen ankämpfen. Er wollte einen letzten Versuch unternehmen. Dabei muß etwas eingetreten sein, das ihn in diesen Schockzustand geführt hat.«

»Das Ratespiel ist zu hoch für mich.«

Ich lächelte sie an. »Vielleicht sollten wir es mit einem Schluck Whisky versuchen oder zumindest mit dem Geruch. Es könnte durchaus sein, daß Ihr Vater durch…«

»Ja, ja, das ist eine gute Idee.« Sie hatte mich nicht zu Ende sprechen lassen und lief bereits auf den Schrank zu, der in der oberen Hälfte mit alten Büchern gefüllt war, die durch Glasscheiben vor Umwelteinflüssen geschützt wurden.

Der untere Schrankteil hatte zwei Türen. Grace öffnete die rechte der beiden, holte eine Flasche hervor und auch ein Glas. Ich schenkte ein, weil ihre Hände zu stark zitterten. Sie schaute mir zu, dann sah sie auf ihren Vater, den ich mit der freien Hand anstieß, wobei ich auch gegen seine linke Wange schlug.

Plötzlich öffnete sich sein Mund. Er schnappte nach Luft. Dann hörten wir das Stöhnen.

»Ja, er kommt zu sich!« flüsterte Grace, die völlig aufgeregt war.

»Mr. Felder«, sagte ich.
Der Reverend stöhnte. Er versuchte, sich hochzudfücken, was ihm schwerfiel, weil seine Arme kraftlos waren. Ich faßte zu. Unter dem dünnen Stoff des grauen Pullovers fühlte ich sehr dünne Arme, die fast nur aus Haut und Knochen bestanden.
Ich setzte den Mann normal hin. Er machte alles mit. Er sah auch das Glas und griff danach. Mit beiden Händen mußte er es festhalten, wobei ich ihn noch unterstützte, denn ich hatte meine rechte Hand unter den Boden gelegt.
Dann trank er. Er hustete leicht, trank aber weiter und leerte das Glas, das ich wegstellte.
Grace war wieder nahe an ihn herangetreten. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und schaute ihm aus kurzer Distanz ins Gesicht. »Vater, hörst du mich? Ich bin es - Grace, deine Tochter.«
Der Reverend stöhnte auf. Dabei verzog er das Gesicht. »O Gott«, flüsterte er, »o Gott…«
»Was ist denn passiert, Vater? Was ist…?«
Felder hob den Kopf. »Grace?« fragte er. »Ja, ich bin es.«
Mich nahm er nicht zur Kenntnis, als er sich noch weiter aufrichtete und Grace sich etwas zurückzog. Er faßte nach ihren Händen und hielt sie fest.
»Grace, ich bitte dich! Du mußt - du darfst nicht mehr hier in diesem Haus bleiben, verstehst du das?«
»Ja, ich habe es gehört, aber…«
»Bitte geht! Ich habe es versucht, aber ich habe das Unheil nicht aufhalten können. Ich bin zu schwach. Ich schaffe es nicht.«
»Bitte, deshalb bin ich hier. Wir werden dir helfen.«
»Nein, versteh mich doch. Das geht nicht.« Sein Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. »Hier ist etwas am Werk, gegen das wir Menschen nicht ankommen. Wir können nicht dagegen ankämpfen. Diese Kräfte sind einfach zu mächtig, und das waren sie schon immer. Zu mächtig. Seit Urzeiten, begreifst du das?«
»Ja, ich begreife es.«
»Und ich habe es versucht. Ich habe ja alles gewußt. Ich habe doch die alten Bücher. Aber ich habe niemanden hineinschauen lassen. Jeder Felder war informiert, auch die Generationen vor uns, und ein Felder hat das Bild gemalt. Ich hätte Aufklärung geben können, aber ich habe mich nicht getraut. Jetzt ist es zu spät. Ich habe die alten Aufzeichnungen zerrissen und verbrannt und dachte, das Unheil aufhalten zu können. Das ist nicht möglich, ich hätte es wissen müssen. Aber ich bin einfach zu borniert gewesen, auch zu egoistisch, weil ich dachte, es selbst stoppen zu können. Ich habe auch gehofft, daß es diese Zeit und diese Welt nicht mehr gibt, aber ich habe mich geirrt. Jetzt ist es zu spät. Sie werden kommen, da bin ich mir sicher.«

»Sprichst du von den Kindern damals?«
»Ja.«
»Oder meinst du ihre Geister?«
»Ich weiß es nicht, Grace. Alles ist möglich. Aber ich weiß, daß sie bereits ihre Welt verlassen haben und im Ort sind. Sie haben schon mit ihrer Rache begonnen. In den letzten Wochen sind die Kinder krank und schwach geworden. Kein Arzt hat das erklären können, aber ich weiß, woran es gelegen hat. An dem alten Fluch aus der Vergangenheit. Er hat sich bewahrheitet. Was man ihnen damals angetan hat, tun sie jetzt anderen an. So sieht es aus.« Er nickte noch einmal, dann sackte er in seinem Stuhl zusammen, denn das lange Reden hatte ihn erschöpft. Der Reverend wirkte wie eine Marionette, deren Fäden durchgeschnitten waren. Reden konnte er nicht mehr. Das übernahm seine Tochter, denn sie sprach mich an.
»Jetzt wissen wir, um was es geht.«
»Ich wußte es schon vorher. Aber wir haben noch immer nicht erfahren, was Ihren Vater so erschreckt hat.«
»Es war das Bild!«
»Ja, es ist doch…«
»Ihr Vater kennt es, Grace. Oder haben Sie mal erlebt, daß er sich davor fürchtete?«
»Nein, das nicht. Ich weiß nur, daß es meiner Mutter nie geheuer war. Sie hatte es immer weghaben wollen. Mein Vater war dagegen. Er wollte auf das alte Erbstück nicht verzichten und mochte es eine noch so schaurige Vergangenheit haben.« Sie senkte den Kopf und flüsterte: »Vielleicht hat er auch etwas geahnt.«
»Ja, das kann ich mir auch vorstellen.«
»Und was geschieht jetzt?«
»Ich werde mir das Gemälde näher anschauen und es auch untersuchen. Mal sehen, ob ich etwas herausfinde.«
Grace hielt mich am Arm fest. »Wieso untersuchen? Wie wollen Sie das machen?«
»Da lassen Sie sich am besten mal überraschen, Grace.«
Sie ließ meinen Arm los. Ihre Hand rutschte dabei sehr langsam nach unten, aber ich kam trotzdem nicht dazu, näher an das Bild heranzutreten, denn ein krächzender Laut hielt mich zurück. Der Reverend hatte ihn ausgestoßen. Er hockte noch immer im Sessel und zeigte mühsam auf das Gemälde. »Es geschieht Schreckliches, wenn Sie es berühren!« keuchte er. »Was denn?«
»Sie sind da. Sie sind im Bild gewesen. Ich habe sie gesehen. Ich habe nicht nur die Welt gesehen, sondern auch die Geister der verlorenen Kinder.«
»Wo? Darin?«
»Ja.«

»Was taten sie?«
»Sie werden sich rächen!« keuchte er. »Sie werden sich furchtbar rächen. Sie sind schon da und…«
»Danke für den Hinweis. Aber was ich tun muß, werde ich tun.«
Er versuchte es durch seine Tochter. »Bitte, Grace, halt ihn zurück. Es ist für uns alle nicht gut, wenn er…«
»Vater, laß ihn! John Sinclair ist gekommen, um uns zu helfen. Versteh das doch.«
»Aber er wird sich erschrecken und…«
Den Rest verstand ich nicht, denn die Stimme war einfach weggesackt.
Ich hatte mich dem Gemälde mittlerweile so weit genähert, daß ich nur den Arm auszustrecken brauchte, um es anzufassen.
Gut, es war vor etwas zweihundert Jahren gemalt worden, aber mich störte die Person auf dem Bild, die mehr einem modern gekleideten Menschen glich. Wie konnte der Maler gewußt haben, wie die Leute in zwei Jahrhunderten gekleidet sein würden.
Und die Frau hatte Ähnlichkeit mit Grace Felder…
Ich konzentrierte mich auf sie. Ich hob auch meinen rechten Arm an und brachte die Hand bis dicht vor die bemalte Fläche, in der Hoffnung, etwas zu spüren.
Ein Kribbeln vielleicht oder eine andere Botschaft.
Mein Finger zielte auf den Kopf der gemalten Frau. Ich berührte ihn und die Leinwand. Hinter mir hört ich das hastige Atmen der beiden Zuschauer, doch es passierte nichts.
Auch als ich den Körper der Frau mit dem Finger umkreiste, erlebte ich keine Reaktion, was mich im Prinzip enttäsuchte, da ich damit gerechnet hatte, daß dieses Bild auf seine Art und Weise lebte, was ich auch schon kannte, denn Bilder waren manchmal Wege in ein andere Dimensionen oder fremde Welten.
Hier war es nicht so.
Enttäuscht trat ich etwas zurück. Aber aufgeben wollte ich nicht. Ich überlegte, ob ich es mit dem Kreuz versuchen sollte, als mir eine andere Idee kam.
Ich holte das schmale Taschenmesser hervor und klappte die Klinge hoch.
»Was haben Sie vor, John?«
»Nichts Schlimmes, Grace. Es soll nur ein kleiner Test werden. Das Bild muß etwas Besonderes in sich haben, sonst hätte Ihr Vater nicht so reagiert.«
»Was glauben Sie denn?«
»Noch nichts.« Ich brachte die Messerspitze näher an den Kopf der gemalten Frau heran, schabte gegen das Haar und und über die Farbe hinweg.

Gellend schrie Grace Felder hinter mir auf.

Sofort zuckte meine Hand vom Bild weg, und ich drehte mich auf dem Absatz um.

Grace stand vor mir. Die Arme hingen steif wie Stöcke an den Seiten herab. Sie starrte mich aus großen Augen und mit einem leeren Blick an.

Das war es nicht, was mich so schockte, denn aus der Wunde an ihrem Kopf rann Blut, das seinen Weg auch durch die dichten Haare fand.

Die Wunde befand sich genau an der Stelle, an der ich bei der gemalten Frau mit meinem Messer gekratzt hatte…

***

Der Hubschrauber bewegte sich. David Goldman wußte nicht, wohin er schauen sollte zur Decke, wo das Spielzeug schwankte oder zu Boden, wo das Schattenbild zu sehen war. Er war von dem Ereignis völlig überfordert und dachte nur daran, daß sich sein Hubschrauber in ein fremd gesteuertes Horror-Wesen verwandelt hatte.

Damit kam er nicht zurecht.

Starr saß er im Bett. Er merkte nicht, wie er atmete, aber er hatte bereits den Arm angewinkelt und schützend vor sein Gesicht gehalten.

Sein Mund war verzogen. Der Blick war starr und trotzdem irgendwie flatternd. Noch hielt das Band, aber die Schwankungen des Hubschraubers wurden immer heftiger. Er bewegte sich mehr wie eine Schaukel, schwang nach rechts, dann wieder nach links und bewegte sich anschließend zurück in die alte Richtung, um erneut mit diesem unheimlichen Spiel zu beginnen.

Davids Mund klappte auf, dann wieder zu. Zwischen diesen beiden Bewegungen hatte er mühsam das Wort Mummy hervorgebracht, aber seine Mutter hatte das Zimmer verlassen. Auch wenn sie dagewesen wäre, sie hätte ihn kaum gehört, denn sein Ruf war einfach zu leise gewesen.

Schwanken und drehen.

Beide Bewegungen brachen nicht ab. Hoch stieg der Helikopter. Er berührte beinahe die Decke, aber kurz davor kippte er wieder zurück. Mit einer heftigen und starken Bewegung raste er nach unten, und diesmal war das Band überfordert - es riß!

»Nein!« Mehr brachte David nicht hervor, als er sah, wie sich sein Spielzeug von der Decke löste und zu Boden krachte, noch einmal in die Höhe sprang, dann aber auf den Kufen stehenblieb, ohne beschädigt zu sein. Jeder Baustein saß fest. Die Rotorblätter bestanden nicht aus Kunststoff, sondern aus dünnem Stahl, der zwar an den Ecken abgerundet, aber trotzdem noch sehr scharf an den Seiten war.

David hatte es damals so gewollt, und sein Vater hatte ihm diesen

Veränderungswunsch erfüllt.

Der Junge saß und lag halb auf der Seite. Er starrte über den Bettrand hinweg auf seinen Hubschrauber, der kein Spielzeug mehr für ihn war, sondern ihm jetzt Angst einjagte.

Noch passierte nichts, aber das mußte ja nicht so bleiben, wie David sich vorstellte. Er hatte sich von allein bewegt, und sicherlich konnte er sich auch bewegen, wenn diese Verbindung nicht mehr vorhanden war.

Man hatte ihn richtig verzaubert.

Wer tat so etwas?

David zitterte plötzlich und drehte sich um, als er die Stimmen hörte.

»Christmas Day is Coming… Christmas Day is Coming …«

Wieder waren es die schrillen Stimmen der geisterhaften Sänger, die David nicht sah. Er hockte im Bett, drehte sich dabei auf der Stelle, weil er auch aus dem Fenster schauen wollte, aber auch dort sah er die oder den Sänger nicht.

Trotzdem waren sie da.

Er spürte sie.

Sie waren in sein Zimmer eingedrungen und hatten sich einen Dreck um irgendwelche geschlossenen Fenster oder starren Wände gekümmert, sie waren einfach da und umtanzten ihn, denn er hatte sie noch nie so nah bei sich gespürt.

Sie berührten ihn. Sie faßten ihn an. Nein, das war kein richtiges Anfassen, da streifte etwas über ihn hinweg. Wie eisige Finger oder Lappen.

David schauderte das eine oder andere Mal zusammen. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Schulter hochgezogen und saß unbeweglich auf dem Bett, noch immer darauf hoffend, daß dieses für ihn unbegreifliche Grauen vorbeigehen würde.

Das passierte nicht.

Sie blieben in seinem Zimmer.

Er hörte sie wieder singen, auch kichern und spürte ihre Nähe so erschreckend deutlich, als sie so totenkalt über sein Gesicht und über seinen Körper streiften.

David konnte nichts machen. Er hatte zwar einen eigenen Willen, aber der war weit, sehr weit zurückgedrängt worden. Mit dem Herankommen der Schwäche war sein Wille ausgeschaltet worden. Auch jetzt kehrte er nicht zurück.

Er war gefangen. Gefangen in seinem Bett, in seinem Zimmer, und die Geister kicherten wie irre. Sie hatten ihren Spaß. Sie ließen sich nicht blicken, aber sie waren da, und er hörte immer wieder ihre hellen, etwas schrillen Stimmen, wie sie auch zu Kindern gehören konnten.

Von Kindern war mal gesprochen worden, aber mehr von den

Erwachsenen.

Es gab da eine so komische Geschichte aus der Vergangenheit, über die aber niemand etwas Genaues sagen wollte, zumindest nicht den Kindern gegenüber.

David wußte nicht, was er tun sollte. Er schien mit dem Bett verwachsen zu sein. Auch wenn er es gewollt hätte, er wäre nicht weggekommen, weil er einfach zu schwach war.

Und sie sangen wieder. »Christmas Day is Coming…«

Ein verfluchtes Lied war es für ihn geworden, obwohl es ein weihnachtlicher Text war. David dachte daran, daß es nur noch einige Stunden dauerte bis zum Heiligen Abend. Dann war das Fest da, auf das er sich so gefreut hatte.

Jetzt nicht mehr.

Angst vor Weihnachten.

Angst vor den schrillen Geistern.

Sogar Angst vor dem Tod!

Er hockte auf dem Bett und stellte sich vor, auf einem Floß zu treiben. Er bildete sich sogar ein, das Bett würde schwanken.

Nein, er fiel nicht, auch wenn er nach vorn gebeugt dasaß und auf seinen Hubschrauber starrte. In den vergangenen Sekunden hatte er ihn vergessen gehabt, nun aber wurde er erneut an ihn erinnert, denn der Motor brummte wieder. Von allein war er gestartet.

Zuerst langsam, dann drehte er die Rotorblätter immer schneller, als stünde der Start unmittelbar bevor.

So war es dann auch. Obwohl David es mit den eigenen Augen sah, konnte er es kaum glauben. Fassungslos schaute er zu, wie sich sein Spielzeug in Bewegung setzte.

Es hob vom Boden ab!

Der Junge vergaß das Atmen. Er starrte nur auf den Helikopter, der durch das Zimmer flog.

Etwa in Schulterhöhe eines erwachsenen Menschen nahm er Kurs auf das Fenster. Kurz davor drehte er bei und sackte ab.

David staunte.

Zugleich kroch die Furcht in ihm hoch.

Er atmete schwer, mußte husten und hörte nicht weit von seinem Kopf entfernt ein häßliches Geräusch. Das Brummen hätte auch von Insekten stammen können, aber die waren es leider nicht, sondern das Monstrum von einem Hubschrauber.

Der Junge warf sich in die andere Richtung. Er wollte weg von seinem Spielzeug, das sich nicht bewegte und weiterhin über dem Bett schwebte, als wollte es auf etwas lauern, das noch nicht eingetreten war.

David wollte weg. Einfach fliehen. Aber dazu hätte er laufen und eine entsprechende Kraft haben müssen. Das schaffte er nicht. Er

fühlte sich zu schwach, im Gegensatz zu seinem Hubschrauber, der so unglaublich stark, schon monsterstark war und jetzt wirkte, als hätte er einen Stoß bekommen, denn er flog blitzschnell auf den Jungen zu.

David bewegte sich diesmal nicht. Er starrte auf den Hubschrauber, der sich für ihn in eine Mordmaschine verwandelt hatte. Mit den Rotorblättern drohte er, sein Gesicht zu zersägen.

David hörte sich schreien und dachte, daß es ein anderer gewesen wäre.

Dann war der Helikopter vor ihm. Der Wind, den die Flügel hinterlassen hatten, fegte in sein Gesicht. Er war kalt, er stank auch irgendwie, und David schloß die Augen.

Jetzt, dachte er. Jetzt fliegt er dir mitten ins Gesicht!

Etwas zupfte an seinen Stirnhaaren, bevor es am Gesicht entlang in die Höhe geflogen war. Das Brummen war für einen Moment sehr laut geworden und klang dann ab. Es wehte über seinen Kopf hinweg, der Decke entgegen.

Es war leiser geworden, und David traute sich wieder, die Augen zu öffnen.

Der Hubschrauber befand sich nicht mehr in seiner Nähe, sondern kreiste dicht unter der Decke. Er flog die Runden, als wollte er etwas beobachten und erst jetzt fiel dem Jungen auf, daß auch die Beleuchtung im Innern blinkte. Sein Vater hatte sie eingebaut und an den Elektromotor angeschlossen.

Ein Ungeheuer mit mehreren Augen, dachte David. Es wird uns vernichten, es tötet die Menschen. Es ist grauenvoll, es will morden, es wartet und kreist wie ein böser Außerirdischer, der nach einem Landeplatz Ausschau hält.

Gewohnt hatte sich David an die Veränderung nicht, aber seine Angst war zurückgegangen. Er fing sogar an, nachzudenken. Daß er so schnell nicht aus dein Zimmer kam, war ihm klar. Er mußte sich vom Bett her verteidigen und den Hubschrauber überlisten.

Fahrig griff er mit den Händen um sich. Auf der Bettdecke hockte er, die konnte er nicht so leicht anheben, aber ihm geriet das Kopfkissen zwischen die Finger.

David hob es an.

Dabei ließ er den Hubschrauber nicht aus den Augen. Er ahnte, daß er nur einen Wurf hatte, nicht mehr. Die Zeit mußte er dann nutzen, um aus dem Zimmer zu entkommen.

Der Helikopter stand in der Luft. Die Blätter drehten sich, wirbelten in seiner Nähe die Luft durcheinander, und das Blinken der Positionslampen blieb auch, als hockten winzige Gremlins in dem Ding, die ihre Augen in einem bestimmten Rhythmus öffneten und schlossen.

David holte aus. Er beugte dabei seinen Oberkörper zurück und auch

die Arme. Die Hände hielten das Kissen noch für einen Moment, bis er es auf den lauernden Hubschrauber zuschleuderte und noch sah, wie das Kissen gegen ihn prallte.

Ob der Hubschrauber zusammen mit dem Kissen zu Boden gefallen war, bekam der Junge nicht mit. Er hatte die Stelle bereits passiert und visierte nur die Tür an.

Ob er so schnell rannte wie im gesunden Zustand, wußte er selbst nicht.

Für ihn war die Tür wichtig, die näher kam - und plötzlich von der anderen Seite her aufgestoßen wurde.

Sehr heftig und schnell, so daß David nicht reagieren konnte. Etwas traf seinen Kopf, er spürte einen bösen Schmerz, dann kippte er nach hinten und sah noch im Fallen seine Mutter auf der Schwelle stehen und auch deren entsetztes Gesicht.

Dann prallte er auf den Rücken…

ENDE des ersten Teils